

Breslauer Sonntagsblatt

Illustrirte Schlesische

Wochenschrift.

Abonnements
nehmen außer der Expedition in Breslau alle Buch-
handlungen und Postämtern des Deutschen Reiches
entgegen.

Ausgegeben am 15. August.

Der Jahrgang läuft vom 1. October 1885 bis dahin 1886.

Abonnements-Preis
bei allen Buchhandlungen 1. — pro Quartel
bei sämtlichen Postämtern 1.20 pro Quartel
Preis der einzelnen Nummer 10 Pf.

Die Hexe von Weimar.

Historischer Roman von Julius Groffe.

(Fortsetzung.)



it solchen und ähnlichen, theils tiefmüthigen, theils mehrdeutigen Worten machten sich die bedrängten Herzen Luft; wiederholt ging ein bedenklches Schütteln durch die ehrwürdige Reihe der Perücken, als bewege sie ein unheimlicher innerer Sturm, und Vicenzler Gappe hatte ganz recht, wenn er zu Doctor Gerbel flüsterte:

„Schaut doch unsere weisen Senatoren, ist es nicht als ob heute nicht die Angeklagte, sondern vielmehr sie selbst den ersten Grad der Tortur erdulden müßten?“

„Wollt Ihr doch ein Wort sagen, Herr Stadtrichter!“ rief endlich der Bürgermeister zu Lederer, der mit dem unerschütterlichen Väterchen philosophischer Ruhe schweigend Alles mit angehört und bei gefalteten Händen einen Daumen um den anderen bewegte.

Stadtrichter Lederer beantwortete die Aufforderung nur mit Achselzucken und Augenzwinkern.

Als man ihn eindringlicher zusetzte, sich zu äußern, denn er habe doch im Grunde diesen Teufel eingeathmet, eine causa die schließlich dem ganzen säkularischen Gericht eine böse Niederlage bereiten werde, sagte er endlich:

„Meine ehrenfesten und hochansehnlichsten Herren Kollegen, so man mir eine quaestio stellet, antworte ich mit einer Gegenfrage. Denn annoch ist es dunkel, wie und durch wen das Amtsgeheimniß verletzt worden, daß die Acten verschickt seien, so daß der Kämmerer sichere Mitwisserschaft davon hat erlangen können. — Andererseits will es mir keineswegs einleuchten, wesmaßen die Herren Kollegen sich in Anruh befinden, sintemal selbst das sogenannte freisprechende Gutachten, deutlich den richtigen modus weist, daß nämlich eine Tortur wohl gestattet sei. Mit der Deliberation und Absolution wird es derothalben wohl immer noch gute Wege haben, bis Seine hochwürdigsten Gnaden selbst über diesen wichtigen Punkt neue Resolution werden gefaßt haben.“ Dann setzte er hinzu: „Item — meine Meinung in summa ist, daß man das Zunächstliegende

nicht aus den Augen lasse über dem ferneren, weiter aber daß vor Erledigung der Hauptanlage noch andere Einreden vorhanden, will sagen, daß der Spieß immer noch umgedreht werden könne. Man führe uns immerhin den besten, schief petulantem Querulanten vor. Will er sein Recht holen, es soll ihm werden!“

Auf einen Wink des Vorsitzenden — und dieser war diesmal der Bürgermeister Eschenbach — ward Meister Kämmerer, der draußen mit seinen Beisitzern wartete, eingelassen und raschen Schrittes trat er vor das Tribunal.

„So unvorsichtig bisher der prahlerische Mann gewesen, so schlau wußte er sich diesmal auf das allgemein bekannte Gerücht zu beziehen, das er doch selbst hervorgerufen, und auch sonst verstand er seine Weisheit mit allerlei Sprüchen zu zieren, die er aus Büchern aufgefleht, so zum Exempel:

„So lang der Mensch lebt in der Welt,
Wird ihm von Leuten nachgestellt
Mit Haß und Reid, und stirbt er dann,
So läßt ihn bleiben Jedermann.“

Mit runden Worten verlangte er sodann sofortige Freilassung seiner Hausfrau, denn die ganze Stadt wisse bereits, daß ein freisprechendes Urtheil fremder Facultät vorliege; ebenso begehrte er Entlassung der beiden Bürger, die gänzlich widerrechtlich eingesperrt wären.

Auf das Wirksamste unterstützte ihn heut Doctor Gerbel in fulminanter Rede, indem er abermals nachwies, daß nicht bloß in Halle, auch in anderen Rechtsstätten der Wahn, daß es überhaupt Hexen gäbe, als solcher erkannt sei. „Wer von Euch selbst, hochweise Herren“ — rief er — „würde nicht unter den Quälen der Daumenschrauben, der gliederverrenkenden Seile und des glühenden Rosses alles Entsetzliche bekennen, was Wahnsinn, Vötheit und Aberglaube zu hören wünscht — und doch wären es abgezwungene Lügen. Möge es deshalb zur Ehre Weimars das letzte Mal sein, daß man nach längst überwundener Superstition verfähre.“

Mit einem Wort, er vergaß gern seinen gestrigen Zorn gegen Kämmerer und trat mit unwiderleglicher Berechtigung für die Sache der schuldlos Angeklagten ein.

Solchen Argumenten gegenüber versammelten auch die letzten Bedenken des Gerichtshofs und die bis her eingeküchelte Mehrheit der Weisger folgte der Rede mit beifälligen Kopfnicken, so daß die sofortige Freilassung unmittelbar bevorzustehen schien.

Aber noch ehe es zur Abstimmung kam, erhob sich der Stadtrichter Leberer von seinem Sitz, und sein finstres Auge sprühte von unheimlichen Wülken.

„Ein untadelhaft unabhängig Gericht siehet allezeit über wechselnden favor auticas wie über trügerischer vox populi und muß ich es als Arroganz und tybris zurückweisen, so Herr Kämmerer oder irgend ein anderer Laicus behaupten wollte zu wissen, was in dem eingeholten Gutachten fremder Facultät eigentlich enthalten sei.“

„Oho!“ rief Kämmerer. „Wodet ihr etwan die Absolution verleugnen, so weiß ich dennoch, was in dem Vorerkenntniß enthalten war. Hier ist eine getreue Abschrift — vergleicht die Worte. Wir lassen uns nimmermehr hinter das Licht führen oder ein weiß Lämmlein für ein schwarzes verkaufen.“ — Damit zog er seine theuer erworbene Copie aus der Tasche und legte sie auf den Tisch.

„Halt!“ sagte Leberer und ein triumphirendes Lächeln glitt über seine ehrenen Züge. „Wohl sei es verstatet, zu erforschen, ob wir nicht schuldig seien, einem fürsichtigen und abgebrähten Wiedermann zu danken, der sich so astutios und dolos den Rechtsganges zu bemehstern weiß. Er beantwortete uns drei Fragen, so er es kann mit guter Conscience.“

„Fraget drauf und dran!“ rief Kämmerer.

„Zuvörderst also, woher denn ward es Euch bewußt, daß die Acten nach Halle versendet wurden, sintemal wir ebensowohl Altdorf, Wittenberg, Jena oder Helmstädt wählen konnten.“

„Darauf zu antworten bin ich nicht schuldig!“ antwortete Kämmerer trotzig.

„Manchem Mann ruht das Glück,
Der will nicht bleiben stehen!“

„Und wie heißet weiter der Spruch,“ sagte Leberer mit ironischem Tone:

„Mancher siehet seinen Strid,
Will ihm doch nicht entgehen,
Wer aber hofft auf Gott,
Dem ischad't kein' Schand noch Spott.“

„Wohl, zum Anderen also. Ihr seid ein vermöglicher, fast reicher Mann, der mit Mitteln nicht target, so sie zum Zweck führen. Selbst anhier vor hochfürstlichem Gericht habet Ihr die offene Hand ausgestreckt. Wisset Ihr davon?“

Bei dieser Wendung machte sich unter den Richtern allgemeine Befremdung und Entrüstung bemerkbar, Kämmerer dagegen schien den Sinn der Frage nicht zu verstehen.

„Wohl, ich will Eurem schier stumpfen Gedächtniß zu Hilfe kommen,“ fuhr der Stadtrichter fort und nahm ein verüllendes Tuch von einem kleinen Päckchen, welches vor ihm auf dem Tisch lag. „Im Spind unseres Stadtschreibers Caspar Conchylius, der von menschlicher Hand gefallen, fand sich dies Unabengesuch, ingleichen dieser hirschleberne Beutel mit hochansehnlicher Summe von Fünfhundert Thalern. Was hat das zu bedeuten, Herr Kämmerer?“

„Gott sei gelobt!“ rief der Meister sichtlich erfreut. „Das ist das Heirathsgut meiner Töchter und Schwiegerköhne, so wir längst als verloren ansahen. Wisset, wir hatten das Geld als Caution hinterlegt zur Förderung und Sicherheit unseres Besuchs um Freilassung, wie uns auch der Herr Stadtschreiber feierlich zugesagt.“

„Caution, Caution!“ rief der Richter, während die anderen Weisger die Augenbrauen zogen und bedeutungsvolle Blicke wechselten, „fürwahr ein recht commodos Wörtlein für grobe Befrechung. Herr Caspar Conchylius war bis dahin ein unbescholtener Mann, jetzt hat er das Zeitliche geletet und kann

Euch nicht widersprechen. Ist aber auch in keiner Weis' von Röhren. Seit wann deponiret man Cautionen beim Stadtschreiber?“

„Das müßet Ihr freilich besser wissen, Herr Stadtrichter, als Unfeiner, der nie mit Gerichten zu thun gehabt. Aber ich kann's Euch beschwören, daß es also sich verhält, meine Schwiegerköhne waren Zeugen dabon und von Mehreem, will sagen, daß der Herr Stadtschreiber nicht einmal zufrieden war, so daß wir ihn noch hundert zugesagt zur besondern Ergößlichkeit. Dafür wollte er die Schrift zuvor einrichten und dann einreichen. So ist's und nicht anders!“

„Ganz fürtrefflich,“ erwiderte der Stadtrichter, „und demnach die dritte Frage: In welcher Weis' habt Ihr das Vorerkenntniß in Halle erworben? oder hat man es Euch aus spontaner Comidenz und Courtoisie communiciret?“ Und als auf diese Frage keine Antwort erfolgte, fuhr er fort: „Ihr verstummet, Herr Kämmerer, und aus triftigen Grund, denn wir wissen zufällig, wie viel Ihr deponiret habt, um heimlicherweise wiederum doloso und fraudalenter zu solcher Copia zu gelangen. Ja wohl, Ihr seid ein begüterter Mann und meinet eben, es sei Alles feil auf Erden, Ehr, Recht, Gewissen und Manneswerth.“

Und dann zu den versammelten Richtern mit erhöhtem Tone eines aufgesammelten Ingrimm:

„Und mit einem solchen abgeseimten verkommenen Mann, der in jeglicher Weis' Mißbrauch trieb mit seinem Mammon, der sich feillich unterwindet, ehliche Stadtbeamte in Versuchung zu führen und zu corrumpiren, weiter sich nicht entblödet, eigenmächtig und frevelhafter Weis' in den geordneten Proceßgang sich einzumischen, um hinterrücks, was Rechtens ist oder sein soll, zu erhandeln, zu biegen und zu beugen zu seinem Nutzen, mit einem solchen Berwerflichen und Verworfenen sollen wir verhandeln? Ihr Herren Collegen, nun und nimmermehr!“

„Ich beantrage demnach, supplicire und proponire, sofort Herrn Hofrath Wildboagel schlenmigt nach Halle zu delegiren, dort bei Herrn Doctor Ellenberger strengste Untersuchung zu halten, welcherweis das höchst suspiciose Vorerkenntniß in Abschrift hergestellt und erworben worden. Diemeissen aber jene ganze Manipulation höchst verdächtig und ansehbar, das freisprechende Urtheil als erkauf, erschlichen und nichtig gänzlich zu annulliren; endlich aber verlange ich als unumgänglich und unaufschiebbar den Anstifter so großer Verwirrung zur Verhütung weiteren Unheils sofort in Haft und sicheres Gewahrsam zu nehmen, auf daß er uns nimmermehr in Jurisdiction und Justiz könne hineinspuckhen!“

Abraham Kämmerers sichere Haltung war bei dieser ganzlich unerwarteten Wendung sichtlich erschüttert. Seine braunrothe Gesichtsfarbe war aschgrau geworden. Dennoch verlor er noch nicht den Muth, sondern erhob sich noch einmal in der ganzen Halle seiner Persönlichkeit.

„Ich protestire gegen jedwede Gewalt im Namen freier Bürgerschaft!“ rief er und sah sich nach seinen Weisänden um, die ebenfalls in seinen Ruf einstimmten.

Die gleiche Verwahrung erhoben Doctor Gerbel wie der Vicetanzler Happe, selbst der Stadtsyndicus Krausold fand sich veranlaßt, einige „unvorgreifliche Bedenken“ gegen diese Proceßur des Stadtrichters geltend zu machen.

Da aber brauste Leberer auf in gewaltigem Zorn. „Schweigen Sie, Herr Stadtsyndicus, oder ich künft eine Leucht anzünden, um Den zu finden, der auf zwei Achseln tragend in offener Felonie mit Angeklagten heimlich traktiret und ihrer Familie, dergestalt, daß er verdächtigen Unterschluß gewähret. Und Sie, mein Herr Doctor Gerbel, sollten wissend sein, welche Böb an Leib und Gut denen verhängt, die fürstliche Obrigkeit bestechen oder zu bestechen intendiren. Was ferneren Proceßgang anbelangt, wird Seine hochfürstliche Gnaden, so immer noch in rathselhaftem Gebresten darnieder liegen, deren Art und Natur noch kein Arzt ergründet, allein zu entscheiden haben, wie weiter zu operiren sei.“

„Dagegen aber,“ schloß er, zum Vizekanzler gewandt, „erkennen wir in schuldiger Devotion gern die Fesderia Seiner kaiserlichen Hoheit des Erzbischofs, gestaltet die ertheilte Amnestie ohne Präjudiz auf die Schwiegerstöhne der Inculpaten auszubehnen sei und proponire somit ihre sofortige Dimission.“

Und als die würdigen Häupter diesem Antrag durch allseitiges Nicken beige stimmt, schloß der umsichtige Stadtrichter noch folgende Clausel an:

„Und wer immer gegen sothane Präklusiventscheidung kaiserlichen Gerichts zu protestiren sich unterfange, der solle angesehen werden als Aufrehrer und offener Rebell und als solcher excludirt sein von jedem Beneficium obgemeldeter Amnestie.“

Nachdem auch dieser Zusatz angenommen worden, sank den sogenannten Weiskänden Kammerers der Muth; sie traten erschrocken von ihm weg und überließen den heißblütigen Meister seinem Schicksal.

Die Collegen des Stadtrichters aber athmeten auf und es ging ein beifälliges Gemurmel durch die Reihe der würdevollen Perrückenträger, die ihr schneidiges Oberhaupt bewunderten, wenn nicht als neuen Torquemada und Alibon, doch als umsichtigen Kenner der Gesetze, wie als unerschrockenen Hüter der Ehre, Würde und freien Unabhängigkeit des Richterstandes.

„Und also haben wir diesen gemeingefährlichen Menschen endlich dingfest gemacht,“ sagte Stadtrichter Lederer am Nachmittag eines der folgenden Tage, als er inmitten einiger Gäste in der offenen Hauslaube seines Gartens an der Stadtmauer saß.

Die warme Sonne des Spätsommers brannte durch das Blättergewirr und die Ranken des wilden Weines, welcher die lustige Laube umklebete. Derselbe Sonnenglanz vergoldete die hohen Dächer und Giebel, die Thürme und Kirchen der idyllischen Gartenstadt, die damals schon von einem Gürtel von Scheunen umgeben war. Fern über dem weithin gestreckten Eitersberge, der mit seinen Felsen und Firschen in blauem Dufte leuchtete, standen gigantische Sommerwolken von phantastischen Formen, die bald kämpfenden Riesen glichen, bald glühenden Vulkanen.

Auch von Osten her wurden von Zeit zu Zeit Wolken sichtbar, aber es waren Staubwolken, die von der breiten Landstraße an der Altenburg wirbelten, von jenem Waldhügel, wo bereits die ragende Burg standen, in der König Heinrich I. und Otto der Große in den Jahren 938 und 975 Reichstag gehalten. Die Burg war längst in Trümmer gesunken aber der Zauber des Platzes ist geblieben, von wo man in das weit schimmernde Amtthal auf Gärten, Waldwipfel, und ferne Höhenzüge hinabschaut, ein reiches wechselvolles Bild von eigenenthümlicher Anmuth.

Um die Laube an der Stadtmauer strichen die Schwalben in zierlichen Curven, ab und zu flog auch ein später Schmetterling zu den Rosen und Malven, die den traumlichen Winkel schmückten. Auch von fern aus hohen Dachgesimsen schaute manch neugieriger Kopf herüber, und wenn er die grünen Römer blinken sah und die fröhlichen Stimmen hörte, mochte er wohl das Familienglück des geachteten und hochangesehenen Stadtrichters beneiden.

„Ja wohl,“ fuhr Lederer fort, indem er das Glas zum Munde führte. „Dieser sogenannte Gerechte vor dem Herrn hat uns lange Zeit wie ein Stein des Anstoßes im Wege gelegen. Aber wir wußten es längst, er würde einmal von selbst kommen, um sich in eigener Schlinge zu fangen, wie alle solche Pracher und Bocher, die beim Herrgott ein besonderes Conto zu haben meinen. Ganz ungerührt soll er auch nicht von dannen kommen, sondern wir werden diesen geklüppigen Strauch zuvor stußen und schneiden.“

„Aber lieber Bruder,“ sagte seine betagte Schwester Moysia, die ihm Haus hielt seitdem sie in den Wittwenstand getreten war, „wohinans soll es denn? Ihr könnt doch diesen lästerlichen Proceß nicht in alle Ewigkeit hinausziehen.“

„Ist auch gar nicht die Absicht,“ war die Antwort, „haben bereits hohe Instruction vom Hof. Seine kaiserlichen Gnaden haben nach unserer, will sagen nach meiner Proposition sich resolvirt und befohlen, den Hofrath Wüßvogel alsbald nach Halle zu entsenden, das freivol absprechende Urtheil sofort zu annulliren, die Acten jedoch abermals nach fremder Facultät zu entsenden.“

„Und an welche wohl, lieber Georg?“ fragte die Schwester, die seit Anfang des Processus das thätigste und wißbegierigste Interesse bewies.

„Werde mich wohl hüten, diesmal den Ort zu nennen,“ sagte der gestrenge Herr mit lauerndem und forschendem Blick.

„Gut, wenn sich Jeder männiglich fürsicht auch im eigenen Hause. Die Jünglein sind gar zu traulustig, voraus des Weibsvolkes, aber auch das werden wir mit Gottes Hilf noch eruiten und exploriren, wo und wie und um welchen Preis jenes Amtsgheimniß ausgekommen ist.“

Frau Moysia geborene Lederer, verwitwete Langmaul, die trotz ihrer Jahre immer noch Anspruch auf eine stotliche Frau machte, wurde sichtlich verwirrt und wich dem drohenden Blick des gestrengen Herrn Weubers aus. Sie erinnerte sich auf einmal dunkel, daß eines Tages Herr Kammerer, und zwar damals, als er dem Stadtrichter nachgestellt, mit polternden Worten in die Wohnung eingebrungen, aber plötzlich höflich geworden war, als er sie allein getroffen, ihr auch ein kostbares Granatenketlein von seiner Hausfrau verehrt hatte. Dabei waren ihr, freilich nur in harmloser Weise, die Worte entschlüpft, daß die Acten nach Halle verschickt worden seien, worauf er plötzlich vergnügt und getrübt davongegangen.

Ja, ja, es war nur eine dunkle Erinnerung und die würdige Frau kämpfte ihre Wallung mit Gewalt nieder, warum mußte sie auch einen so unerbittlich gestrengen, unausstehlich scharfsinnigen Mann zum Bruder haben. Wie, wenn er sie nun plötzlich fragen würde, woher sie das kostbare Granatenketlein habe? Mit zitternden Händen suchte sie das bergende Kopstuch fester zu knüpfen, denn der Ostwind sei heut sonderlich arg, zumal für die Brustleidenden.

„Aberigens bist Du schier verwunderlich, lieber Georg,“ setzte sie hinzu. „Was geht mich dieser Kammerer an, aber vermerkt es mir nicht übel, wenn mir das Elend seiner armen Frau fast am Herzen zehrt. Was soll denn nun mit ihr werden?“

Die gleiche Frage wurde von den anderen Anwesenden erhoben.

„Wer kann es wissen,“ sagte der Stadtrichter, indem er sein Glas von Neuem füllte, „wird wohl zur peinlichen Frage kommen, zuerst sänftiglich, nachher ein Mehreres, werden ja sehen.“

„Bruder, Ihr seid fürwahr entseßlich!“ rief die empfindsame Frau. „Aber schau auf Deinen Weg, ich fürcht und Sorge, Du grabest Dir noch Deine eigene Grube. Hast Du nicht selbst gesagt, daß kaiserliche Hoheit der Erbprienz ein gnädiges Aug auf die arme Frau und Familie geworfen? Laß ihn zum Regiment kommen, und Dein Untergang ist besiegelt. Mit so hohen Herren ist nicht gut Brot backen und sie vergessen Keinen, den sie einmal auf dem Kerbholz haben, ob mit Recht oder mit Unrecht.“

„Was da,“ rief Lederer, „Seine Hoheit haben jetzt andere Dinge zu tractiren als mit zudringlichen Weibern und losen Schelmvolke. Da reitet er hin in's Feld. Gut Heil, Ihr Herren und Gloria für die deutschen Waffen!“

Und die Gläser klangen im Kreise zusammen.

Wirklich schmettern lustige Trompetensanföhren von fern, dazu der Schall tobender Roffe, dann schweres Rollen von Wagen und Feuerklüden. In langem bunten Zuge bewegten sich Reitergeschwadronen nebst Fußvolk und Artillerie von der Altenburg in die Stadt herab und dann zum Erfurter Thor hinaus. Harnische und Helme blühten im Sonnenglanz, Fahnen und Federn wehten und haushohe Staubwolken bezeichneten die Richtung des Zuges.

Den Truppen voraus aber ritt mit seinem Gefolg der princeps concionator, Erbprinz Wilhelm Ernst, der Erbe des Herzogthums, der letzte Beschützer der unglücklichen Kämmerer, die nun rettungslos ihrem tragischen Geschick verfallen ersahen.

Laut scholl der Gesang der Reigen:

„Es geht ein frischer Morgen daher,
Nun waffnet Euch, Ihr Knechte,
Der Kaiser hat gerufen sein tapferes Heer
Für Deutschlands Ehre und Rechte.“

Als die Schwadron durch die Jacobsstraße ritt, öffneten sich zahllose Thüren und Fenster und Hunderte von Köpfen erschienen, um den Scheidenden Glück und Heil zuzuwinken.

Auch ein Dachfensterlein klang und ein blonder Mädchenkopf wurde sichtbar, dessen leuchtende Augen mit Stauern, Freude und Schrecken auf einem der letzten Reiter hofeten, auf einem wohlgewachsenen jungen Burschen, der mit lähnem Falkenaugen in die Welt hinein schaute. Plötzlich fiel ein kleiner Blumenstrauß auf den vor ihm fahrenden Wagen, so daß er ihn mit leichter Mühe erfassen konnte. Dann ein Blick in die Höhe und ein lechter inniger Scheidegruß.

„Lebt wohl, Jungfer Dörthe, lebt wohl!“

So war dennoch sein Lieb-
lingstraum in Erfüllung ge-
gangen. Der einittige Schneider-
junge und Buchbinderlehrling
war jetzt zum Reiter geworden,
zwar noch nicht in die Schaar
der Kämpfer eingereiht, sondern
einstweilen dem bunten Troß
der Avantagés, Ueberzähligen,
Rekruten und Diener zugetheilt,
bis ein bestimmter, seinen Fähig-
keiten angemessener Platz für ihn
gefunden, aber gleichviel, er
befand sich doch nun auf der
Staffelleiter des Ruhms, Dank
der Gnade des Prinzen, der
dem Fürwort des edlen Neumark
Wohr geschenkt.

Als die Straße sich bog
zum Platz an der Stadtkirche,
sah er sich noch einmal um, da
wehte noch das weiße Tüchlein der Maid, aber daß Thränen
in ihren Augen standen, konnte er nicht bemerken. Lang noch
schaute sie sinnend am Fensterlein, und als die Letzten des Zuges
über den Däpfermarkt verschwunden waren, umtönte es sie wie
ein schwermüthiges Lied, dessen alte Weise sich mit dem fernem
verhallenden Gesang der Dahinziehenden mischte.

„Es zogen drei Reiter zum Thore hinaus,
Ade Feinsliebchen im grünen Haus.
Du Liebe, Du Süße, Du Feine,
Wer weiß ob ich Dich wiederseh,
Grüne Reben wachsen am Rheine,
Ade mein Schatz, ade!“

Fünftes Buch.

Erstes Capitel.

Und so geschah es, da man schrieb anno domini 1681.
Die großen Weltereignisse rollten ihren unaufhaltbaren Gang

dahin, ohne sich um die kleinen Stürme in irgend einem Winkel
des Deutschen Reichs zu kümmern.

Im September besetzte General Montclar die freie Reichs-
stadt Straßburg, ehe noch irgend ein Contingent der deutschen
Reichsarmee in hinreichender Stärke gesammelt, geschweige kriegs-
bereit über den Rhein gezogen war.

Wohr scholl ein Schrei der Entrüstung durch ganz Deutsch-
land, aber er verklang, ohne einen Widerhall an den meisten
Säulen des Reichs zu finden, das gleichzeitig im Osten von
den ungeheuern Schaaeren der Türken bedroht war. Und auch
ohne diese Gefahr, die zunächst die österröichischen Lande be-
drohte, kam die Kunde jenes fränkischen Friedensbruchs viel zu
spät in die einzelnen Gaue, die im Schlummer tiefsten Friedens
oder vielmehr in der Erstarrung politischer Ohnmacht lagen.

Zwar mehr als ein Menschenalter war seit dem west-
fälischen Frieden verlossen, aber
es hatte nicht hingereicht, die
zerstörnde Wirkung des großen
deutschen Krieges zu überwin-
den, dessen Folgen das weite
Reich noch immer zu einen un-
gelenten, krümmershaften, heue-
losen Wrad machten. — Wieder
war es um acht Wochen später,
und der Spätherbst funkelte in
seiner Pracht. Das Laub der
weiten Waldhöhen im Amtshol
beganng sich braun und roth zu
färbem. Blau und klar schim-
merten aus der Ferne die Thal-
gründe vom Magdala und Mel-
lingen gen Süden, während von
Norden die prächtigen Gebäude
der Wilhelmshurg mit ihren
Thürmen und Giebeln herein-
leuchteten. In der Tiefe rauschte
der grüne Strom der Elm unter
der schöngewölbten steinernen
Schloßbrücke zum Wehr an der
Burgmühle. Warm und wolken-
los lag ein blendender Sonnen-
schein über den weiten Wiesen-
gründen am Fluß, kein Luftzug
rührte die hohen Wipfel der
majestätischen Pappelweiden, Al-
men und Tannen, die wie ein
riesiges Domgewölbe jene breite
Nichtung im Park überschatteten,
die heute „der Stern“ genannt wird.

Zwar nur wenige Stunden des Tages dauerte die Pracht
der herrlichen einsamen Waldwäldniß. Früh und spät standen
weißblaue Schwaden von Nebeln auf den Wiesen, Fernen und
Nähen mit ihren Schleiern verhüllend. Aus den Wipfeln
rieselte das Laub, und von Strauch zu Strauch spannen sich
weiße bereifte Fäden. Dann waren die verschlungenen Waldwege
noch menschenöber als sonst, denn den Weimarern fehlte es
auch sonst nicht an Lauben und Gärten an ihren Häusern.
Was sollten sie im unwirtschaftlichen Waldpark, wo der Gesang
der Vögel längst verstummt war und stundenweit eine unheimliche
Tobtenstille herrschte; nur selten, daß ein dürriges Fuhrweel
auf der alten Straße nach Oberweimar vorüber rasselte.

(Fortsetzung folgt.)



Großherzog Friedrich von Baden.
Rector der Universität Heidelberg.



Wehrberg am Rheintal.
Gezeichnet von J. Weber in „Europäische Wanderbilder“ (Süsch, Ortel, Jügel u. Co.)

Das 500jährige Jubiläum der Universität Heidelberg.

(Mit Illustrationen.)



Marheineke, De Wette, Keander, Fries, Friedrich Willen, Hegel, Bauluis, Thibaut, Zacharia, Wittermaier, Schloffer, Bangerow, Kreuzer, Währ, Kurtius, Gerwinus, Fortlage, Robert von Mohl, Helmholz, Jeller, Niehoff u. A. Alle Facultäten haben stets Anteil gehabt an dem Ruhme der ehrendürigen alma mater am Ufer des Neckars. Hier empfangen auch deutsche Dichter edelster Richtung ihre Weisheit, einer der berühmtesten und berühmtesten war Schöpsel, der dort seine famosen Burckensiederfang.

Das Festprogramm der großen Jubelfeier ist in allgemeinen Zügen folgendes: Montag den 2. August: Empfang der Festgäste in der Festhalle durch die Vertreter der Stadt. Dienstag den 3. August: Festgottesdienst in der Heiliggeistkirche. Empfang der Deputationen in der Aula. Abends: Schloßfest. Mittwoch den 4. August: Festspect in der Heiliggeistkirche. Festschmales im Museum. Abends: Festspect von der gesammten Studentenschaft dem Rector magnificen-tissimus. Donnerstag den 5. August: Ehrenpromotionen in der Heiliggeistkirche. Mittags und Abends noch zu bestimmtem Fest. Freitag den 6. August: Historischer Festzug. Abends: Allgemeiner Commerc in der Festhalle. Sonnabend den 7. August: Verschiedene Auszüge. Abends: Schloßbeleuchtung. Gartenfeste mit Tanz im Museum und der Harmonie.

Der vom Maler Karl Hoff, Professor an der Kunstschule zu Karlsruhe, entworfene historische Festzug am 6. August, an dem sich mehr als 900 Personen mit 300 Pferden und 14 Pradewagen betheiligen, bringt die fünf Jahrhunderte seit der Gründung der Universität zur Darstellung und zerfällt in folgende Gruppen: a) Gründung der Universität durch Kurfürst Ruprecht I., 1386; b) Einzug Friedrichs des Siegreichen nach der Schlacht von Gundenheim, 1462; c) Pflege der Kunst und Wissenschaft durch Kurfürst Otto Heinrich, 1556—1559; d) Volkseleben der frühlichen Pfalz zu Ende des 16. Jahrhunderts, Winterzug; e) Einzug des Kurfürsten Friedrich V. mit seiner Gemahlin Elisabeth von England, 17. Juni 1613; f) Wählerische Gefandtschaft, 1619; g) Zeit des dreißigjährigen (1618—1648) und des Dreißigjährigen Krieges (1688—1697); h) Kurfürst Karl Ludwig mit Gemahlin, 1632—1680; i) Zeit des Kurfürsten Karl Philipp, 1716—1742, Jagdtag; k) Kurfürst Karl Theodor, 1742—1799; l) Wiederherstellung der Universität durch Karl Friedrich von Baden, 1803. Die Studentenschaft des 19. Jahrhunderts: m) Die Bürgerschaften; n) die Corps; o) das neue Deutsche Reich. Dieser Zug wird an Glanz und Wichtigkeit alle ähnlichen bis jetzt veranstalteten Vorfänge übertreffen. Für sein Zustandekommen hat das Comité allein einen Fonds von 150 000 Mk. zur Verfügung, während außerdem von den Zugtheilnehmern selbst viele Tausende auf Ausstattung u. verwendet werden.

Die Geschichte der Stadt und des pfälzer Landes hängt mit der der Hochschule innig zusammen und die mannigfachen, zum Theil unsäglich schweren Schicksale, welche Heidelberg zu übersehen gehabt hat, verdienen ihm für alle Zeit im Herzen unserer Nation das bedeutendste Interesse.

Heidelberg gehörte ursprünglich zur Pfalz am Rhein, aber die Pfalzgrafen, des heiligen römischen Reichs Erztruchsesse, verblieben nicht hier, sondern in Wachen. Als der im erblichen Besitze der Pfalzgrafschaft am Rhein befindliche Hermann III. im Jahre 1156 ohne Leibeserben starb, fielen die Länder der Pfalz an Konrad von Schwaben, den Stiefbruder Friedrichs I. Dieser war der erste Erbauer des Heidelberger Schlosses, doch stand das erste Schloß nicht an der Stelle des jetzigen, sondern da, wo sich in neuerer Zeit eine Molkencuranstalt befindet.

Nach Konrads Tod erhielt dessen Schwiegersohn Heinrich von Braun-schweig, der älteste Sohn Heinrichs des Bienen, die Pfalz; er verfiel in die Reichsacht und Kaiser Friedrich II. belehnte Ludwig von Bayern mit der Pfalz, der jedoch nie zum eigentlichen Besitze derselben kam. Erst als sein Sohn Otto (II.) klug genug war, die Erbtöchter des geachteten gewesenen Heinrich, Agnes, zu ehelichen, kamen die pfälzischen Lande an das bayerische Haus. Auf dem Zettenbühl erbaute Rudolf II. der sogenannte „Pfälzer“, im 13. Jahrhundert das noch jetzt in Ruinen vorhandene Schloß. Dasselbe findet zuerst in dem Vertrage von Bavia 1329 Erwähnung. Damals wurde die ganze Pfalz von der Hauptlinie der Wittelsbacher beherrscht.

Im Jahre 1386 wurde durch den Pfalzgrafen Ruprecht, welcher deutscher Kaiser ward, die Universität gegründet, die noch heute forirt. 1384: Heidelberger Einung; 1502: Anfang der Reformation; 1603: Heidelberger Union der protestantischen Fürsten; 1619: Achtung des zum böhmischen König gewählten Friedrich V., der als Pfalzgraf in Heidelberg residierte; 1622: Belagerung und Eroberung durch Tilly und Raub der berühmten Bibliothek, welche Papst Gregor XV. 1624 nach Rom bringen ließ, wo sie sich größtentheils noch heute befindet; 1634: abermalige Belagerung des Schlosses durch die Kaiserlichen, aber rechtzeitiger Entsatz durch den Herzog Bernhard von Weimar. Nach dem westfälischen Frieden machte Herzog Carl Ludwig das Heidelberger Schloß zu seiner glanzvollen Residenz. In den Jahren 1689 und 1693 kamen über Heidelberg und das Schloß schreckliche Verwüstungen durch die Franzosen. Als nämlich 1685 mit dem Entle des „Winterkönigs“ Friedrich V., dem Kurfürsten Carl, die Linie Simmern ausstarb und die Pfalz an Philipp Wilhelm, Pfalzgrafen von Neuburg kommen sollte, eroberte der König von Frankreich, Ludwig XIV. Ansprüche, weil eine pfälzische Prinzessin Gemahlin seines Bruders, des überlichen Herzogs von Orleans gewesen war. Er ließ seine Truppen in die Pfalz einfallen und, ehe landesväterlich, die schrecklichsten Verwüstungen und Mordthaten anrichten. Sein Marschall Duras verkündete: „Der König will, daß die Pfalz in eine Wüste verwandelt werde.“ Im Jahre 1689 vollzogen Duras und der „Blutbath“ Melac den Befehl buchstäblich. Im März 1689 langte Melac in Heidelberg an und auf dem Marktplatz selbst gab er den Befehl, die Stadtmauern und Schloßthürme zu sprengen und Brandfäden, sowie Stroh in die großen Gebäude zu werfen. Während rings um die Stadt her alle Dörfer aufkamen und Hunderte von schuldlosen Menschen niedergestochen wurden, auch noch viel Schlimmeres geschah, erwarteten die Heidelberger ein gleiches Schicksal, welches nur dadurch gemildert wurde, daß der mit der Auslieferung des Melacs Befehls beauftragte Offizier Teppe das zum Angewinden bestimmte Stroh mit Wasser besetzen ließ. Aber geraubt, geschändet und gemordet wurde trotzdem genug.

Vom Schlosse wurden einzelne Theile gesprengt. Im Jahre 1693 wurde dann das Schloß durch die Franzosen noch weiter zerstört und die in den Gräben desselben befindlichen kurfürstlichen Grabmale wurden schändlich entweiht.

Ein Albstraß ver vollständigte die Zerstörung im Jahre 1764. Seitdem ist das Schloß Ruine geblieben. Eine Zeit lang diente es sogar als Steinbruch für die Bauten der Nachbarschaft.

Betrachten wir die jetzige Beschaffenheit des Schlosses etwas näher. Mehrere Wege führen aus der Stadt hinaus, der kürzeste davon der Fahrweg von der neuen Anlage aus durch die neue Schloßstraße nach dem Schloßgarten; doch werden viele Besucher den Burgweg oder den Weg vom Philosophenweg des rechten Neckarufers aus, die Weinbergstufen hinunter, über die alte Brücke vorziehen. Sobald man durch das Portal des verehrlichen Wirthturms den Schloßhof betreten hat, liegen die ältesten Bauten, ans dem 13. bis 15. Jahrhundert, vom Besucher geradeaus; zunächst der Ruprechtsbau (vom Kaiser Ruprecht 1400—1410 gebaut), dann der ganz in mächtigen Ruinen liegende uralte Rudolfsbau, mit einem gotischen Erker, aus dem 13. Jahrhundert. Dazwischen schließt sich die alte Capelle, 1346—1386 gebaut, jezt Banstiftsaal und gut erhalten.

Der besterhaltene Theil des Schlosses ist der zu Anfang des 17. Jahrhunderts entstandene Friedrichsbau im Renaissance-Styl. Im unteren Theile desselben ist die „neue Capelle“, im dritten Stock die Kunst- und Alterthümerammlung.

Vor dem Friedrichsbau ist der Eingang zu dem Keller, in welchem das berühmte Heidelberger Faß lagert, welches 9 Meter lang ist und ca. 7 Meter Durchmesser hat. Die Dauben sind 26 Centimeter dick. Es faßt 236 000 Floschen, ist aber natürlich jezt leer. Ein Gang im Friedrichsbau führt auf den Altan, von dem aus man die prachtvollste Aussicht auf das Neckarthal, auf die Stadt und die Rheinebene hat. Auf dem Burgwege erreicht man diesen Altan, noch ehe man das Schloß betritt.

Neben dem Friedrichsbau liegt der neue Hof Friedrichs II., in welchem sich in drei Etagen übereinander gebaute Arkaden befinden. An dieser Stelle stand vor Zeiten das Haus der Wahrlagerin Zetta oder Zutta, wovon der Schloßhügel auch den Namen Zettenbühl trägt. Hinter dem weniger anscheinlichen Neuen Hof liegt der achteckige Thurm, 1524 erbaut, früher als Glockenturm dienend.

Der schönste Theil des ganzen Schlosses ist der, ganz von Ephen bezeugen, prachtvoll im Stil der Frührenaissance erbaute Otto-Heinrichsbau, reich mit Skulpturwerk versehen. Die herrlichen Karyatiden am Portal und die übrigen Staudder (Josua, David, Simson, Herkules, Saturn, Venus, Mars, Merkur, Diana, Apollo, Jupiter etc.) auf Alexander Colins aus Weiden.

Am den Otto-Heinrichsbau stößt der zum Theil noch erhaltene Ludwigsbau, 1608—24 aufgeführt. Darin befanden sich die Köchen, Schlachthaus etc., und vor demselben, nach dem neueren Hofe zu, ist unter einer offenen Halle der Schlafkammer, an welchem Hofe zu vier Granitpfeilern von Karls des Großen Hofstein in Ingelheim befinden.

Im Otto-Heinrichsbau ist der alte Rittersaal, unter demselben hin- und her kommt man durch ein feierartiges Gewölbe auf die Schloßmauer, auf welcher man herumspazieren kann; hier der 1555 erbaute Bibliotheksturm, weiterhin der 1455 erbaute geprenzte Thurm, der 29 m im Durchmesser und 6 1/2 Meter hohe Mauer hat. An diesem Koloss verjügte der Nordbrenner Melas sein Meißlerstück, er vermochte aber mit aller Mühe nur ein Stück davon abzusprennen.

Nach der halbprenge „dise Thurm“ (der gleichfalls 29 m Durchmesser hat), die Eisabthürme im Schloßgraben, das Eisabtheilbar und vor Allem der seit 1804 wieder schön eingerichtete Schloßgarten, sowie die große Terrasse (1613 von Salomon de Laus angelegt) sind überaus schönwerth. Gleich den hängenden Gärten der Semiramis, ruht die große Terrasse auf 30 m hohem Gewölbe. Auch von hier aus hat man die prachtvollste Aussicht auf Stadt, Thal und Berge.

Unter der gegenwärtigen Regierung des seigen Großherzogs Friedrich, des besten und edelsten Beschützers der Universität, ist endlich der Gedanke der Wiederherstellung des Schlosses seiner Ausführung näher gebracht.

wor'd'n. Vor Allem wird ein Ausbau des Otto-Heinrichs- und des Friedrichsbau's beabsichtigt.

Auf Anregung des Großherzogs geschieht es auch, daß Papst Leo XIII. die Katalogisirung der nach Rom entführten, jetzt im Vatican befindlichen kostbaren Bibliothek zum Zwecke der Jubiläumswörter gehalten. Möchte lieber dieser Wächtersicht ganz zurückgegeben werden!

Indem wir zwei Ansichten von Schloß und Stadt und vom Otto-Heinrichsbau mittheilen, bemerken wir, daß dieselben aus den von Lessing's Bildh. & Co. herausgegebenen „Europäischen Wanderbildern“ herrühren, die wir schon mehrfach als vorzüglich zu empfehlen Gelegenheit hatten.

Deißeberg liegt unbesritten in einer der reizendsten Gegenden des Deutschen Reichs. Südlich der Stadt erheben sich der große und kleine Waldberg und der Königstuhl. Erhebt man diese Höhen, so genießt man eine prachtvolle Aussicht über die Umgegend. Auf dem rechten Nedarufer, im Norden der Stadt, liegt der Heiligenberg mit einer Klosterkirche.

Es giebt am Schloße auch moderne Bauten, z. B. das Schloßhotel, Diners Wirtschaft mit starkem Bierkonsum, Hotel Prinz Carl, das Rollenparkhaus.

Vom Schloßhotel wandert man durch das Karmeliterkloster nach dem Karlsthor am östlichen Ende der Stadt. Vorzüglich Spaziergänge giebt es nach der Kangel, dem Miesenstein, nach dem Vierhaller Hof und durch's Thal nach Rohrbach, nach der schon genannten Kellerei, nach der Zettelhöhle, dem Königstuhl, dem Tröfmann, dem Wellenbrunnen, nach dem hochliegenden Hofhof u. s. w.

Mögen Stadt und Universität fort und fort floriren und sich stets einer so gerechten und weisen Regierung erfreuen, wie sie unsern geliebten Kaiser's edler Schwieger Sohn darbietet!

Zum 100-jährigen Gedenktage König Friedrich's des Großen.

(Mit Illustrationen.)



Am 17. August 1786 schloß der große König, dem Preußen und Deutschland so unendlich viel verdankend, seine Augen zum ewigen Schlafe nach einer langen, ruhm- und segensreichen Regierung. Wenn auch der große Kurfürst „jener Held war, der die Grundlagen zur Wohlthat des Hauses Hohenzollern begonnen hat“, und von dem einst, an seinem Sarge, König Friedrich II. sprach: „Der hat viel gethan,“ so wurde doch erst Er, Friedrich der Einzige, der eigentliche Begründer von Preußens Größe. Man braucht nur kurz an einzelne Thaten zu erinnern, um sich der Pflicht unaussprechlicher Dankbarkeit gegen ihn bewußt zu werden.

Im Jahre 1762 wurde der Hubertusburger Frieden geschlossen, durch welchen die schwer erzwungenen Friede des siebenjährigen Krieges für Preußen, zum Heile Deutschlands, gesichert wurden. Im Jahre 1764 erfolgte die Gründung der Berliner Bank mit acht Millionen Thalern Fonds, in demselben Jahre der Vertrag mit Rußland, durch welchen beide Staaten sich ihren Besitz garantirten. Im Jahre 1765 wurde die Avenantische Handelskompagnie gegründet, 1766 der Handelsvertrag mit Sachsen geschlossen, 1769 erfolgte die Einführung der ritterschaftlichen Creditkassen, 1772 die Gründung der Seehandlung, in demselben Jahre die erste Theilung Polens, 1778 der bayerische Erbfolgekrieg, durch welchen Friedrich den Bestand Bayerns sicherte. Endlich im Jahre 1784 erhob sich der alte Löwe von Brandenburg noch einmal zu Gunsten des Bestandes der deutschen Reichsverfassung und des Gleichgewichts zwischen Preußen und Oesterreich, als Kaiser Joseph II., sonst ein gleich kühnlicher Fürst, im speciell österreichischen Interesse den eilen Kurfürsten Karl Theodor zu bestimmen suchte, Belgien gegen Bayern einzutauschen, wodurch Oesterreich einen höchst bedeutenden Machtzuwachs in Deutschland erlangt haben würde, was Preußen eben nicht ruhig ansehen konnte.

Die unberechenbare Wichtigkeit aller dieser Thaten und der gesammten Handlungsweise des großen Friedrich tritt erst dann recht vor Augen, wenn man sich der schweren Prüfungen erinnert, die dem Könige in seinem Leben nicht erspart blieben. Wie oft war er der Gefahr nahe, von der Wuth der Uebermacht seiner Feinde erdrückt zu werden! Welche peinliche Lage nach der glücklichen Schlacht bei Zornsdorf gegen die Russen! Es kamen die schweren Unglückschläge bei Hochkirch, Kunnersdorf, Moxen, Landeshut, der Tod Georgs II. von England, der Verlust von Schweidnitz, Kolberg etc.

Nach aber raffte sich der König aus seiner hoffnungslosen Stimmung wieder empor und man darf wohl glauben, daß es der Zauber seiner hohen philosophischen Bildung war, der ihm neue Spannkraft gab und ihn immer wieder zu neuen Thaten reizte, während in gleichen Tagen ein größt schwach beanlagter Fürst erlegen sein würde.

Eine Betrachtung drängt sich dabei nach jedem deutschen Patriotem auf und ist wohl geeignet, ihn mit Stolz und freudiger Zuversicht zu erfüllen: Friedrich der Einzige war streng gerecht, ein wahrer Haus-

vater für sein Volk, und darum war er geliebt. Wie viel hat er nach dem Ablauf des Krieges gethan, um die Wunden des Landes zu heilen! Alle seine Maßregeln waren auf Hebung der wirtschaftlichen Zustände gerichtet und unerschöpflich war seine Thätigkeit im Auffinden der geeigneten Mittel. Durch Steuernachlässe, Erweckung des Bauwesens, Bevölkerung und Uebernahme von Ländern und Bräuen, Hebung des Handels und Gewerbes, Erleichterungen und Ermuthigungen aller Art machte er sein Volk gesund und stark. Als er dann abgerufen wurde von seiner irdischen Arbeit, hinterließ er ein Volk, das um ihn aufrichtig trauernte, in blühendem Zustande und seinem Nachfolger einen Schatz von 70 Millionen Thalern und eine schlagfertige Armee von 200 000 Mann.

Bekanntlich war Friedrich II. Jugendzeit seine ruhmlos; sein alzu strenger Vater hätte alle seine schönen Neigungen und trieb ihn demmaßen zum Aufreißern, daß er die Flucht aus Heimat und Vaterland suchte. Friedrich selbst äußerte einstmal als König über seinen Fluchtplan: „Ich war lange unglücklich und ward von meinem Vater hart behandelt. Zur Weisheit aber kam mein Entschluß dadurch, daß mich mein Vater eines Tages schlug und bei den Haaren riß; in diesem aufschreiigen Zustande ward ich gezwungen, über die Parade zu gehen. Von diesem Augenblicke an war ich entschlossen, es um jeden Preis zu wagen.“

Die erste Erzieherin Friedrich's II.

Der verwitweten Frau Oberst von Roucoule, derselben Französin, welche die Kinderjahre Friedrich's Wilhelm's, des Vaters Friedrich's II., geleitet hatte, wurde auch des Sohnes Erzieherin während der ersten Kindheit übertragen. Von ihr erlernte Friedrich die damalige Volkssprache, das Französische, wie seine Muttersprache, und das Latein und seine Benehmen dieser Frau brachte ihm für immer eine Vorliebe für französische Sprache und Sitten bei. Er achtete seine Erzieherin nach, als er schon das Mannesalter erreicht hatte, und correspondirte als König mit ihrer Tochter. In Marthe du Val, verwitwete Oberst von Roucoule, hatte sich in Mencon mit Esai du Woz de Montball verheiratet, nach dessen Tode sie, der Religionsverfolgungen wegen, Frankreich verließ und mit ihren Kindern nach Berlin kam. Die Gemahlin Friedrich's I., die Königin Sophie Charlotte, nahm sich sowohl ihrer beiden Töchter wie der Mutter an und übertrug der letzteren die Aufsicht über den damaligen Prinzen Friedrich Wilhelm (späteren König Friedrich Wilhelm I.).

Madame Montball lernte den Obersten de Roucoule von den beiden Compagnien Grands-Mousquetaiers, welche der Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große aus lauter gestifteten französischen Offizieren und Edelknechten zusammengelegt hatte, kennen, verband sich in zweiter Ehe mit ihm und wurde nach Friedrich Wilhelm's Vermählung zur Oberhofmeisterin ernannt. Im Jahre 1712 übertrug ihr der König die Aufsicht über den in diesem Jahre geborenen Prinzen Friedrich, welches Amt sie bis 1719 verwaltete. Friedrich hat ihr stets die größte Achtung,

Liebe und Dankbarkeit erwiesen, oft an den geistreichen Gesellschaften in ihrem Hause Theil genommen, auch mit ihr sowohl, wie mit ihren Töchtern, den Fräulein von Monbail, correspondirt. Sie starb am 4. October 1741. Noch nach ihrem Tode dachte der König ihrer in Liebe. Als er erfuhr, daß eine alte Freundin von ihr, die Wittve Barbier, noch am Leben sei, schrieb er in freundlicher Weise an diese und machte ihr ein Präsent.

Friedrichs Lehrer du Han de Jandun.

Nachdem Friedrich II. der Aussicht der Oberhofmeisterin von Moulle entzogen worden war, übertrug (1719) sein Vater dessen Ausbildung in der französischen Sprache dem späteren Geheimrath du Han de Jandun, dem Sohne eines französischen Mesurier, der nach dem Widerruf des Edicts von Nantes ein Asyl in den preussischen Staaten gesucht und gefunden hatte. Du Han de Jandun war 1685 auf dem väterlichen Gute Jandun in der Champagne geboren. Der Vater bekleidete das Amt eines französischen Staatsrathes. Im Jahre 1687 flüchtete er nach Berlin, wo er Secretär beim großen Kurfürsten wurde. Drei Jahre später folgten ihm Gattin und Sohn ebenfalls dahin. Der junge Jacques genoss unter la Croze eine vortrefliche Erziehung und schon im Jahre 1706 wurde er Präceptor des Kronprinzen, in welcher Eigenschaft er ihn mit der Geschichte und französischen Literatur vertraut machte. Er war Friedrichs Erzieher bis zum Jahre 1727.

„Mein lieber du Han!“ schrieb ihm der Prinz bei seiner Entlassung, „sobald ich über mein Geld schaltet und walten kann, werde ich Ihnen jährlich 1400 Thaler zahlen, und dabei Sie stets noch etwas mehr lieben als jetzt, wenn es mir möglich ist.“

Du Hans Lieblingsverwägung war das Schachspiel, welches Friedrich ebenfalls lieb gewann.

Im Jahre 1727 wurde du Han bei der Kammer und dem französischen Obergericht als Rath angestellt. Nach der Flucht des Kronprinzen — 1730 — fiel er in Ungnade und mußte seinen Wohnsitz in Memel nehmen. Friedrich erbat ihn sich später von seinem Vater zurück, und du Han kam an den Braunschweig-Wolfenbüttelschen Hof. Nach Friedrichs Thronbesteigung erschien er wieder in Berlin und lebte hier im Gemüthe der insiglichen Aemigung des Königs, seines ehemaligen Schülers, bis an seinen am 4. Januar 1746 erfolgten Tod.

Steigreich in Berlin eingehend, erfuhr Friedrich, daß du Hans Sterbesunde nahe bevorstehe. Sofort eilte er in Begleitung seines Bruders, des Prinzen Heinrich, in die sehr entfernte Wohnung seines ehemaligen Lehrers. Dort angelangt, trat er an das Sterbelager des Greises und sagte tief ergriffen:

„Mein lieber du Han, wie schmerzt es mich, Sie in diesem Zustande zu finden. Wollte Gott, ich könnte etwas zu Ihrer Wiederherstellung und Linderung Ihrer Leiden beitragen! Sie sollten dann sehen, welche Opfer Ihnen meine Dankbarkeit mit Freuden darbringen würde.“

Du Han war schon sehr schwach. Mit matter Stimme entgegnete er: „Ein Majestäd noch einmal gesehen zu haben, ist der süßeste Trost,

der mir zu Theil werden konnte. Nun wird mir das Sterben leicht werden. Mit mir ist es aus.“

Bei diesen Worten machte er den Versuch, des Königs Hand zu ergreifen und zu küssen, was Friedrich jedoch nicht gestattete. Wohl aber warf er dem Sterbenden einen Kuß zu und schied mit dem schmerzlichen Ausrufe von ihm: „Nein, dies läßt sich nicht länger ertragen.“

Du Han war über den Aberglauben seiner Zeit erhaben, aber nicht irreligiös. Er wohnte in Berlin in der Adlerstraße Nr. 7, und Friedrich selbst fertigte um sein Andenken zu ehren, eine in der Akademie der Wissenschaften vorgelesene Lobrede auf ihn.



König Friedrich II. empfängt die Audienz der Stände in Breslau.

Einmal fandte er auch dem noch Lebenden folgende Verse aus Voltaire's Henriade, den Inhalt auf sich selbst beziehend:

Ich bin Dir Alles schuldig, Herr, und ich gesteh es gern;
Und wenn Europa mich um ein'ge Tugend lobt,
So bist Du's, theurer du Han, dem ich es verdanke!

Friedrichs Wesen.

König Friedrich II. kam in einem recht günstigen Alter zur Regierung. Von Natur keineswegs mit einem robusten Körper bedacht, hatten miltärische Übungen und die strenge Lebensweise unter der väterlichen Erziehung denselben abgehärtet. Schon war Friedrich von mittler Größe und vollkommen ebenmäßigem Körperbau. Als er den Thron bestieg, war in allen seinen Bewegungen die Anmuth vorherrschend, wie später die Würde. Von Velefeld schilbert in seinen vertrauten Briefen den König als begabter schön. Zwei Theile seines Angesichtes sollen von unerschöpflichem Zauber gewesen sein, nämlich die Augen und sein Mund. Erlere waren schön blau und groß. Sie spiegelten seine menschenfreundliche Seele wieder und waren, wenn er Jemand für sich gewinnen wollte, unwiderstehlich; dagegen schossen sie Blitze, wenn man den König, was nicht leicht war, zum Horn regte. Ein alter würdiger General sagt:

„Dieses Auge konnte gleichsam leben und lebendig machen; es theilte wechselförmig Himmel und Hölle aus, es füllte den Verzagten Muth ein und entwaffnete den Feind.“

es lobte mit einem liebevollen Blick die Großthaten der Feldherren und Staatsbürger und th eini seinen Mischelwürdem die Waffe aus der Hand. Wenn die Herren des Königs vor seinem zürnenden Blick zitterten und mit Schrecken an die bevorstehenden Musterungen dachten, so war ein auger freundlicher Augenwink des Monarchen hinreichend, Offiziere und Gemeine mit enthusiastischer Freude zu beleben.“ Der Mund dagegen, fein und geschlossen, durfte sich nur öffnen und er bezauberte schon, ehe die Stimme vernahm. Friedrichs Ausdruck, er mochte reden oder schreiben, war kurz, abgemessen, bestimmt und gebantreich. Troz mancher unangenehmen Erfahrungen glaubte er fest an menschliche Tugend. Seinen Freunden der treueste Freund, erklärte er, wenn ein Bruch unweineidlich war, seine Gründe offen, damit gar kein Zweifel über die Festigkeit seiner Freundschaft übrig bliebe. Wie er im Kreise seiner Vertrauten und Freunde sich überhaupt am glücklichsten befand, errieth er leicht, was den einen oder den anderen von ihnen drückte und er wartete dann nicht ab, bis sie ihm ihre Noth klagten, sondern kam ihnen mit seiner Hilfe zuvor.

Die letzten Tage Friedrichs II.

„Ich bin ein alter, abgelebter Kerl!“ sagte der große Friedrich, wenn er sich in seinem letzten Lebensjahre so recht krank und schwach fühlte. „Die Maschine will nicht mehr anhalten.“ sagte er auch wohl hinzu: „man, der Mensch muß nicht so unbillig sein und ewig zu leben verlangen. Eine Thurmuhr ist von Eisen und Stahl und dauert doch nicht über zwanzig Jahre; wie kann denn ein Mensch, der nur aus Stoff und Speichel zusammengesetzt ist, mehr als dreimal so lange zu leben begehren?“

Genau ein Jahr vor seinem Tode hatten die Leute in Hirschberg, darunter Lachmann, Kaufmannsdirektor aus Greiffenberg, das Glück, gleichsam den Schwanzengel ihres Landesvaters zu vernehmen, denn am 18. August 1785 war es, als der König auf seiner letzten Reise durch Schlesiens Hirschberg besuchte. Wegen zu großer Körperschwäche stieg er nicht erst aus der Kutsche, sondern empfing die Deputation in Wagen sitzend. Ein Berichterstatter jener Tage schildert seine letzte Unterredung mit der Kaufmannschaft mit den nachstehenden Worten:

„Der königliche Kreis sah, augenscheinlich von der Reise sehr angegriffen, in der schwachen Hand den Hut haltend, im großen und feuerstrahlenden Auge den freundlichen Vaterbild, auf die unzählige Menge, die seinen Wagen umgab; er sprach mit Allen, die sich in seiner Nähe befanden, oder ihn anzusprechen wünschten, und Alle, die das Glück traf, ihn zu sprechen, waren über die väterliche Milde des großen Königs außerordentlich gerührt. Als er sich eine Zeit lang über verschiedene Gegenstände mit mehreren Kaufleuten aus dem Gebirge unterhalten hatte, fragte er, ob ihn etwa noch Jemand zu sprechen wünsche? Da trat Lachmann vor und sagte, die abgebrannten Bürger zu Greiffenberg hätten nochmals durch ihn den unterthänigsten Dank für des königliche Gnadengeschenk zum Wiederaufbau ihrer abgebrannten Häuser ab; zwar sei ihr Dank von seinem Gewicht, sie bäten aber täglich zu Gott, diese königliche Hand zu belohnen. Friedrich war sichtlich gerührt und antwortete: Sie haben nicht Ursache, sich deswegen bei mir zu bedanken, es ist meine Schuldigkeit, daß ich meinen verunglückten Unterthanen wieder aufhelfe, dafür bin ich da!“

Sein letztes politisches Project, den Fürstenbund, sah er, wenigstens unter einer großen Zahl deutscher Fürsten zu Stande kommen; nicht aber wieder in Vergessenheit gerathen, was in Folge der französischen Revolution unausbleiblich war.

Wiele seiner intimsten Freunde und Waffengefährten waren ihm in die Einzigkeit vorausgegangen und hatten den immer mehr und mehr Vervollständigenden gleichsam als einen Wert- und Denkstein einer großen Zeit dem neu heranwachsenden Geschlechte zurückgelassen. Auch sein alter treuer Kampfgenosse Zieten war, hochbetagt, ihm schon am 27. Jan. vorausgegangen zu jener großen Armee, von welcher Niemand zurückkehrte, und sein Heimgang stimmte den zurückgebliebenen obersten Kriegsherrn sehr ernst. Es kamen an Aleens Todestage verschiedene Generale zum König, jeder aber vermindert sorgfältig, Aleens Tod zu erwähnen; da war es denn der greise Monarch selbst, der das betäubende Ereigniß verhielt, indem er in tiefstem Ernst zu jenen Herren sprach: „Unser alter Zieten hat auch bei seinem Tode sich noch als General gezeigt. Im Kriege commandirte er immer die Avantgarde, auch mit dem Tode hat er den Anfang gemacht. Ich führte die Hauptarmee; ich werde ihm folgen. Von Ihnen, meine Herren, hat Mancher die Avantgarde geführt; Sie werden uns Weiden wohl nachfolgen!“

Und die Ahnung des greifen Weiden an Zietens Sterbetage sollte noch in demselben Jahre sich erfüllen.

Wicht. Verschleimung des Unterleibes, Wasser sucht, Holiit und Hämorrhoiden hatten in Friedrichs letzten Jahren seinen Körper sehr abgeschwächt. Seine Constitution war zwar nie eine sonderlich starke gewesen, aber er hatte durch militärische Uebungen und Kriegszüge seinen Körper gestärkt und sich im Allgemeinen eines ziemlich günstigen Gesundheitszustandes erfreut. Allerdings stellten sich

schon in seinem 28. Jahre hin und wieder Schichten und Hämorrhoiden ein und im Februar 1747 bekam er sogar eine Anwandlung von Schlagfluß, die sich glücklichweise nicht wiederholte; immochin litt er seine Lebensstage vermuthlich verlängern können, hätte er nur mehr nach den Regeln der Gesundheitslehre gelebt. Er scheute sich jedoch nicht im Mindesten und vermehrte dadurch sein körperliches Uebelbefinden. Er befrichtigte ohne alle Rücksichtnahme seinen großen Appetit und zwar nur zu gern durch seine meist schwerverdaulichen Lieblingsgerichte, zumallich durch den Genuß von in Brannwein gedünsteten Hühnerfleisch, Kalb- und Schweinefleisch und italienischer Polenta. Letztere wurde aus türkischen Weizen, Knoblauch, Parmesanse, Butter und Gewürzbrühe zubereitet, und alle diese scharfen Speisen genoh er, wenn sie noch nicht im Uebrigsten abgekühlt waren; kein Wunder, wenn sich daraus allerbald Leiden und Beschwerden einstellten.

Je mehr Friedrich aber durch die Schwäche des Alters und Krankheit an die Hinsichtigkeit des menschlichen Leibes und an die Vergänglichkeit alles Irdischen erinnert wurde, um so herablassender und gütiger wurde er gegen seine Dienerschaft.

Eines Nachts erwachte er. Sofort erschien der nachthulende Diener an seinem Bett und erkundigte sich nach seinem Befinde.

„Wie hoch ist es an der Zeit?“ fragte der König matt. „Es hat sechsen zwölf geschlagen,“ antwortete der Bediente. „Ach!“ seufzte Friedrich, „ich kann nicht schlafen! Wenn Du mir doch etwas erzählen könntest!“ Der Diener, ein schlichter Pommer, kam durch den Wunsch seines königlichen Herrn in nicht geringe Verlegenheit; er fühlte so, daß er nicht das geringste Talent zum Erzählen habe; indeh er versuchte den König, so gut es ging, zu unterhalten. Seine Erzählungen mußten aber wohl für Friedrich nicht besondersesselnd sein, denn er unterbrach ihn mit der Frage:

„Wo bist Du her?“ „Aus Borzig bei Stargard,“ entgegnete der Lakai und nun entmidelte sich folgendes Gespräch:

„Bist Du noch Eltern?“ „Der Vater ist todt; er war Soldat in Stargard. Die Mutter und eine Schwöster leben noch.“ „Womit ernähren sie sich?“ „Mit Spinnen.“ „Wie viel verdienen sie denn damit?“ „Wenn's gut geht, vier Groschen täglich.“ „Das ist wenig. Können sie denn davon leben?“ „O ja, denn in Pommeren ist gut und wohlfeil leben.“ „Schickst Du ihnen denn zumessen etwas?“ „Ja, bin und wieder ein Hellerden zur Hauswirthschaft.“ „Das ist brav. Du bist ein guter Sohn, das muß ich loben. Mit mir hast Du jetzt keine Roth; aber Du mußt Geduld haben. Ich werde Deiner gedenken, wenn Du Dich gut auführst.“

Wenige Tage nach dieser Unterredung meldete sich dieser Bediente wieder zum Dienst beim König. Dieser ließ ihn näher treten und sagte gütig: „Geh dort nach dem Flecker, da liegt, was ich für Dich gesammelt habe.“ Der Diener fand dort eine Anzahl Friedrichs'or. Er nahm zwei davon und fragte: „Darf ich die nehmen?“ „Nimm sie mir alle,“ entgegnete der Monarch, „und Dein Mutter habe ich auch schon etwas geschickt.“ Und so war es denn auch; dann bald darauf erfuhr der Lakai, daß der König seiner Mutter eine Jahrespension von 100 Thaler ausgehört hatte.

Ein andres Mal Nachts hatte ein Leibfussar die Wache beim kranken Monarchen, und Letzterer vermochte abermals keinen Schlaf zu finden. Der Mann trat theilnehmend an das Schmerzenslager des Königs und sagte mit bedenklichem Kopfschütteln: „Es scheint mir, als ob die Letzte Queer Wajesit doch nicht auf dem rechten Wege wären.“ „Wie so?“ fragte der hohe Kranke. „Ich glaube, einige Stunden Schlaf würden Ew. Majestät weit mehr helfen als alle Medizin,“ versetzte der Leibfussar, „den sollten sie Ihnen verschaffen. Ich kenne das, denn ich bin früher Chirurg gewesen.“ „Da magst Du wohl Recht haben, ich fühle es,“ bestätigte Friedrich, „aber wie fängt man das an?“ „Da wußt ich schon Rath,“ erwiderte der Fusar, „wenn Ew. Majestät eine Arznei von mir annehmen wollten, die nicht bloß den Schlaf, sondern auch den Appetit befördert. Ich wußt aus Erfahrung, daß sie schon gute Dienste gethan hat; ich wollte



Fridericus Rex.

mein Leben darum geben, wenn ich Ew. Majestät helfen könnte," setzte der treue Mensch hinzu und Thränen traten ihm in die Augen. Friedrich, von solcher Theilnahme und Freimüthigkeit angenehm berührt, antwortete: „Gut, morgen Abend will ich von Deiner Medicin nehmen. Ich will's versuchen, ob Du die Wahrheit gesprochen hast." Der Leibhufar gab dem König am Abend seine Medicin ein und diese that die verheißene Wirkung: Friedrich fiel in einen sechsständigen Schlaf, und war nach dem Erwachen sichtlich erquickt und gestärkt. „Nun," sagte er zum Kammerhufaren, „das heißt doch einmal ordentlich geschlafen." Daraus füllte er eine Dose mit Goldstücken an. „Da," rief er, sie dem braven Diener reichend, „das ist für Deine Theilnahme und für die gute Wirkung der Arznei. Ich sollte Dich übrigens auch noch zu meinem Leibmedicus ernennen, allein darüber muß ich erst mit meinen Doctoren Rücksprache nehmen."

Ein anderes Mal, als der hohe Patient die Nacht wiederum keinen Schlummer zu finden vermochte, rief er den im Vorzimmer wachenden Diener und fragte ihn, wie viel Uhr es sei. Als er vernahm, daß es soeben zwei geschlagen habe, seufzte er: „Das ist noch sehr früh, aber ich kann nicht schlafen. Sieh doch zu, ob meine Leute wachen. Bede aber keinen; die armen Menschen sind gewiß sehr müde. Wenn Du aber den Leibhufaren Neumann findest, so sage ihm, Du glaubstest, der König würde bald aufstehen. Aber wede Niemand, hörst Du?"

Zu Anfang April des Jahres 1786 war die Bitterung schön und hell. Der hohe Kranke, der sich im Potsdamer Schlosse aufhielt, fühlte sich um diese Zeit sehr schwach und angegriffen. Da ließ er sich auf die „arüne Treppe" tragen, damit ihn die Frühlingssonnenstrahlen erwärmen und erquickten. Nachdem er eine Weile dort geruht, bemerkte er, daß der Doppelposten noch Honneur machte. Sogleich winkte er dem einen dieser beiden Grenadiere und sagte mild und freundlich: „Wacht nur immer auf und nieder; Ihr könnt nicht so lange auf einem Fleck stehen, als ich hier sitzen kann."

Am 17. April siedelte er von Potsdam nach Sanssouci über. Hier traf von Friedrichs Schwester, der verwitweten Herzogin von Braunschweig geschickt, der berühmte hannoversche Arzt Zimmermann ein, der sich durch sein feines, ungezwungenes Benehmen sowie seine geistreiche Unterhaltung beim König sehr beliebt machte, ihm als Arzt aber wenig nützte. Zimmermann erkannte den Sitz der Krankheit, ganz wie ihn Sella schon früher erkannt hatte, in den verstopften Eingeweiden und verschaffte dem Kranken dadurch einige Erleichterung, daß er ihm den eingekochten Saft von Löwenzahn eingab. Leider aber zerstörte Friedrich die gute Wirkung immer wieder durch den Geruch seiner unverdaulichen Lieblingsspeisen. Er entwickelte dabei eine Ghlust, die seine Ärzte mit Schreden wahrnahmen. Zimmermann, der das baldige Hinscheiden des Königs vorausah, hielt es für angemessen, noch vor der völligen Auflösung des Kranken wieder zurückzukehren. Darüber schrieb Friedrich noch am 10. August an seine Schwester: „Der hannoversche Arzt hat sich bei Ihnen einen Dank verdienen wollen, aber die Wahrheit ist, daß er mir nicht helfen konnte. Die Alten müssen den jungen Leuten Platz machen, damit jedes Menschenalter seine Stelle finde; und wenn man recht überlegt, so ist es nichts als daß man seine Mitbürger sterben und geboren werden sieht. Indessen finde ich mich seit einigen Tagen ein wenig erleichtert. Mein Herz bleibt Ihnen unwandelbar ergeben, meine gute Schwester."

In seinen um diese Zeit bereits elfmonatlichen Leiden hatte den König weder das Schmerzgefühl, noch irgend eine andere Ursache bestimmen können, in seiner Beschäftigung, seinen Neigungen und Gewohnheiten eine Aenderung eintreten zu lassen. Auch beklagte er sich niemals über seine Schmerzen. Bis zu seinem letzten Lebensaugenblicke

blieb er der sorgende Landesvater, und in seiner Unterhaltung zeigte er einen heiteren, ruhigen Sinn. Seine Gespräche waren wie immer angenehm und freimüthig. Mit Geduld und der Ruhe eines Philosophen ging er seiner Auflösung entgegen. Noch an einem seiner letzten Lebensstage sagte er, als er sich in seinem Lehnstuhle in's Freie tragen ließ und sich der erquickenden Strahlen der Sonne freute: „Bald werde ich Dir näher kommen."

Friedrichs Thätigkeit wurde bis zum zweiten Tage vor seinem Hinscheiden selbst durch die heftigsten Anfälle nicht unterbrochen. Am Morgen des 15. August dicitete er noch diplomatische Depeschen und unterzeichnete amtliche Schriftstücke. Am 16. jedoch war ihm dies nicht mehr möglich. Er verlor das Bewußtsein, vermochte die ihn umgebenden Personen nicht mehr zu erkennen und schien das Gedächtniß eingebüßt zu haben. Bewußtlosigkeit, Fieberphantasien, leichter kurzer Schlummer, abgebrochene Sätze und unverständliche Worte wechselten mit den wenigen klaren Augenblicke seines Geistes ab. Seine letzten verständlichen Äußerungen waren: „Mir ist wohl. Der Berg ist überstiegen. Ich will mich ordentlich niederlegen." Dann sank er in Bewußtlosigkeit zurück, rüchelte noch einige Mal, und — es war 20 Minuten nach 2 Uhr nach Mitternacht des 17. August 1786, einem Donnerstage — seine große Seele entlosch der irdischen Hülle. Zeugen seines Sterbens waren allein der Kest nebst einigen Bedienten. Zufällig war des Königs Uhr in demselben Augenblicke abgelaufen und ließen geliebte diese Uhr hat sich später Napoleon I. angeeignet mit nach Solena genommen und dort seinem Sohne, dem Herzog von Reichstadt, vermacht.

Der Mann, der dem großen Preußenkönig die Augen zugebrüht, war der Kammerlakai Strüßli. Mehrere Stunden hindurch hatte derselbe in höchst beschwerlicher Stellung mit der linken Hand den Rücken des Sterbenden gestützt, um ihm das Athemholen zu erleichtern.

Strüßli starb im Jahre 1829 als Salsfactor in Marienburg.

Das sogenannte „Sterbekleid" Friedrichs rührt vom Kammerhufaren Schöning her, einem Manne, der es, beiläufig bemerkt, später noch bis zum Kriegsraath gebracht hat. Der König trieb nämlich in den letzten Jahren seines Lebens die Sparsamkeit bis auf's Aeußerste. Viele seiner Räder waren sehr abgetragen, seine Stiefeln abgenutzt, die Hüte ganz lahl, Hemden und Taschentücher defect und in den Kleidern war ab und zu ein Loch, das indessen gestopft werden mußte. Bei seinem Tode fand man unter Friedrichs Leibwäsche kein einziges Hemd, das so recht geeignet gewesen wäre, die irdischen Ueberreste des größten Monarchen seines Jahrhunderts zu bekleiden. Da war es der Kammerhufar Schöning, der zu diesem Zwecke eines seiner noch ungebrauchten Hemden hergab. Seine Braut hatte es ihm kurz zuvor geschenkt, gewiß nicht ahnend, daß es eines großen Königs Sterbekleid werden würde.

Der große König hat sich in seinen politischen und militärischen Thaten und seinen literarischen Werken unszerblich Denkmale gesetzt. Eines seiner herrlichsten Denkmale ist aber sein Testament, in dem er sagt:

„Mein letzter Wunsch in dem Augenblicke, wo ich den letzten Hauch von mir geben werde, wird die Glückseligkeit meines Reiches sein. Mächte es doch stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Nachdruck regiert werden! Möchte es durch die Milde seiner Geseze der glücklichste, möchte es in Hinsicht der Finanzen der am besten verwaltete, möchte es durch sein Heer, das nur nach Ehre und edlem Ruhm strebt, der am tapfersten vertheidigte Staat sein! O möchte es doch in höchster Blüthe bis an's Ende der Zeit fortbauern!"

W e c h s e l .

Was lehrt die Wissenschaft von Gottes Gnaden:
Die Sonne muß verlöschen und erkalten,
Und fremde Sonnen werden sich entsalten
In neuer Pracht auf nie gemessnen Pfaden.

In ausgeford'nen Iden Weltgefahren
Wird Sirius die Gräberwache halten,
Indeh' gehorsam ehernen Gewalten
Fern aneinander stehen die Plejaden.

So herrscht im Größten und im winzig Kleinen
Allein der Wechsel ohne Unterschied
Und eint die Nähe dem Geschick der Fernen.

Woh, sind bestandlos so die „ew'gen Sterne,
Wer wollte noch, wenn ihn ein Herz verrieth,
Um den Verlust nur eine Thräne weinen?

Paul Gerhart.

Meines Lebens Roman.

Von A. von Eschen.

(Fortsetzung.)



Es wurde dunkel und kühl, wir gingen in's Haus hinein, Hilmar bot mir seinen Arm. Im Salon saß er beim Souper an meiner Seite — Lisa am anderen Ende der Tafel — er sprach nur mit mir. Zuletzt bot er mich zu fingen. Er hatte mich außer an jenem unglückseligen Abend nie fingen gehört; ich hatte hier meine Stimme schonen wollen. Er bat: auch meine Stimme gehörte ja nur ihm!

Ich schlug die große Fideleio-Vrle auf; ich begann, die Augen auf Hilmar gerichtet, der mir gegenüber an der geöffneten Balconthür lehnte. Und wunderbar arbeitete es, kämpfte es, leuchtete es auf in seinen Zügen: ein tiefer heiliger Ernst, eine seltsame Verklärung; sein Blick hing wie gebannt an meinen Lippen; sicherhaft gespannt lauschte er meinen Tönen, und jauchzend begeistert im treuen Glauben, sang ich von der Liebe, die ihr Ziel erreicht.

Als ich geendet, umringte man mich applaudirend; mein Auge schaute nur nach ihm, er war verschwunden. Man hat um mehr Musik; mein Herz aber verlangte nach ihm; ich konnte nicht fingen. Ich überließ Fräulein Stern den Flügel und das musikalische Publikum. Ich suchte Hilmar. Da bemerkte ich, daß auch Lisa fehlte. Wie wurde heiß; mein Herz klopfte zum Ersticken — ich schritt zum Balcon, ich hörte seine Stimme; Lisa stand neben ihm.

„Ihre Schwester singt wunderbar.“ sagte er.

„Ja,“ gab sie leise zurück, „sie ist eine große Künstlerin.“

„Ein echte,“ fuhr er fort. „Und es ist etwas Wunderbares um die echte Kunst! Wie sie dem innersten Wesen des Menschen entstammt, gewissermaßen dem Bedürfnis, in und über der Welt dieses zu gestalten und fest zu halten in seinem wahren, göttlichen ungetriebenen Sein, damit es nicht in deren Treiben verloren geht, so offenbart sie uns auch unser eigenstes Selbst, wenn es sich in jenem verloren. Lisa — der Gesang Ihrer Schwester, das was in ihren Tönen lebt, hat auch mich heute Abend mein Herz erkennen lassen, — Lisa, ich liebe Sie!“

Betäubt, zerschmettert von dem Wort, das mit einem Male all mein Hoffen vernichtet, sank ich hinter dem blühenden Baum in die Knie. Sie hörten mich nicht, obwohl sie beide schwiegen; auch die Anderen bemerkten mich nicht; im Salon rauschte eben Ehas Brautzug über die Saiten des Flügels.

„Hilmar!“ flüsterte Lisa leise. Wie süß das klang, halb Behren, halb Wonne; aber die Wonne klang übermächtig durch.

„Lisa“ — er legte den Arm um ihren Leib — und ich konnte mich nicht regen, kein Glied gehorchte mir; — hatte ich denn auch einen anderen Willen als den, mit Aug' und Ohr mein Todesurtheil zu vernehmen?

„Ist's möglich!“ stammelte sie; „ich glaube, Eugenie“ —

Er erschrak sichtlich und ließ sie los. „Ja, Lisa; aber hören Sie erst Alles, auch mein Fehlen! Lernen Sie mich kennen, wie ich bin — dann entscheiden Sie.“

Sie neigte das liebliche Antlitz in beide Hände; er machte eine Bewegung, als ob er sie an sein Herz ziehen wollte, doch beherrschte er sich und er begann, langsam, schwer athmend:

„Ich sah Ihre Schwester schon einmal vor sehr langer Zeit. Damals erschien sie mir ein schöner Genius, wie ihn das Märchen sich denkt, dem aber das Erdenfeuer die Flügel gesengt. Die Verhältnisse erlaubten keine Annäherung. — Dann sah ich sie wieder als eine Sängerin von Ruf, eine elegante Dame, eine Frau von Geist, Herz und Gemüth, ein reichbegabtes Wesen, an dem Niemand vorübergeht, ohne es zu bewundern. Auch ich wunderte sie! Sie war eine Künstlerin; denen kam man sich nähern, leichter als anderen Damen, man darf ihnen huldigen, ohne verpflichtet zu sein. — So dachte ich, wie Alle meines Geschlechtes.“

Hilmar hatte Recht: er war wie alle Anderen auch, O, das war bitter: ein verschärftes Todesurtheil für mein Herz.

„Zürnen Sie nicht, Lisa!“ — Meine Schwester hatte den Kopf abgewandt. Meine Augen, immer mehr an das Dunkel gewöhnt, konnten jetzt deutlich jede Bewegung der Beiden erkennen.

„Nein, zürnen Sie nicht — jetzt kommt das Schlimmste.“

Und wieder wollte er sie umfassen, vermuthlich ihr Köpfcgen an seine Brust zu legen. An seinem Herzen liegend, mußte sie ihn verzeihen, was er auch gethan, denn sein Schlagen, es gehörte ihr. Doch abermals trat er zurück, als wolle er sie nicht durch diesen Zauber gewinnen.

„Vor einigen Jahren starb mein Vater,“ erzählte er dann in beschleunigtem Tempo. „Er hinterließ uns ein Gut und seine Kenner. Ich liebe unseren Familiensitz, wie Alles, was von meinem Vater kam, weil ich ihn liebte.“

„Unser Gut war verschuldet, schon von den Großeltern her, und auch Papa liebte Luxus und Glanz. Die Schulden hatten sich vermehrt, auch seine Kenner kosteten große Summen, er hatte in der letzten Zeit Unglück gehabt mit ihnen. Mama drang auf Verkauf von Gut und Marzfall für meine minderjährigen Geschwister, aber ich konnte mich nicht von unserm Gut, von den prächtigen Rennern trennen, auch ich liebte den Sport — eine todspielige Leidenschaft, der ich erst jetzt abgeschworen! So versuchte ich Beides zu erhalten, Mama aber und die Geschwister mußten ausgezahlt werden. Ich nahm auf unser Gut Geld auf, und kein Biegel fast war mehr mein, ob es auch meinen Namen trug. Meine Kenner sollten die Zinsen einbringen von dem, was mich in meinem, wenn auch freilich höchst imaginären Besitz gelassen!“

„Von dem Moment an kreuzte der Gedanke einer reichen Heirath, den ich stets verabscheut, zuweilen mein Hirn. In der ersten Zeit hatte ich Glück; meine Pferde siegten wiederholt, mein kleiner Marzfall florirte. Dann verfinsterte sich mein Stern, doch mein leichter, heiterer Muth verließ mich noch nicht: ein Glücksfall konnte Manches wiederbringen! So lebte ich sorglos dahin; was ich hoffte blieb aus; ich sah ein, so ging es nicht länger. Meine Pferde sollten noch einmal siegen, dann — so schwer es mich auch ankam, wollte ich sie verkaufen. Der Erlös sollte von den Schulden meines Gutes so viel als möglich tilgen, diesen Besitz auf solidere Grundlage zu stellen, als der Sport und sein trügerisches Glück gestattet.“ Er brach hier ab, es wurde ihm schwer, weiter zu betonen; doch ermannte er sich:

„Lassen Sie mich gestehen, Lisa: seitdem ich erfahren, daß Fräulein Waldau reich sei, erstand jener Gedanke, den ich immer schroff von mir gewiesen, weil er mir peinlich war, auf's Neue in mir, lebhafter denn je.“

„O mein Gott!“ seufzte sie.

Er fuhr mit gepreßter Stimme fort:

„Da kam das Rennen in Baden-Baden. Durch mehr als einen Zufall, Gott nur weiß es wie, wurden meine Kenner geschlagen — unbrauchbar! Damit sank ihr Werth; die Wetten, die ich halb entschlossen zum Geschäft, halb berauscht von der Lust am Sport eingegangen, waren verloren. Es waren hohe Wetten, hatte ich mich doch noch nie so kühn und sicher in meinem Vertrauen gefühlt, noch nie jene Lust mit so ungewolltlicher Gewalt empfunden! Ein Herr von Stendorf, der als Sportsman bekannt ist, war so entzückt von meinen Thieren und das belebende Element in unserm Treiben gewesen.“

Ich hörte mit Entsetzen und Zornesgluth. Auch hier wirkte Kavals' Nach!

„Und nun zum Ende. Erlassen Sie mir weitere Einzelheiten: Alles was ich noch beiste, reicht nicht für die eingegangenen Verpflichtungen. Ich bin ruiniert in meinen Vermögen und als Offizier, wenn — wenn“ — Er schwieg, er

stöhnte, dann fuhr er fort: „Und jener Gedanke, er gewann Herrschaft über mich; es gab für mich nur noch ein Entweder — oder. Ich kam hierher, entschlossen, um Fräulein Walbau zu werden.“

„O Hilmar,“ seufzte ich in meinem Herzen, „wie bist Du egoistisch und tollsch, Du lägst wie die Andern auch!“

Meine Schwester wandte sich von ihm ab.

Diesmal rührte sich keine Mäkel an ihn, um sie für sich zu erhalten durch den Zauber seiner Verführung.

„Ja, Lisa, es war unedel,“ fuhr er fort und seine Stimme klang ernst, tief, dumpf. „Doch ich bin noch nicht zu Ende. Ich sah Sie, — Dich“ — er hielt einen Moment inne — sie konnte nicht anders, sie blickte ihn wieder an, angstvoll und doch beseligt von seinem zu erwartenden Bekenntniß. „Ein neues nie gekanntes Gefühl zog in mein Herz. Und doch — ich war rümir — ich kämpfte dagegen; ich wollte nur Diejenige lieben, die mich retten konnte. Zuweilen gelang es mir, trotz Ihnen, denn ich bewundere Eugenie, ich habe sie lieb. Ohne daß ich Sie gesehen, würde ich geglaubt haben, das Gefühl reiche vollständig aus für das Glück einer Ehe, um meine Abhängigkeit nicht allzu schmachvoll zu empfinden; denn ich liebe auch meinen Beruf, meine Stellung.“

„Doch ob ich auch gekämpft, ob ich mich dahin gebracht: heute noch wollte ich mich an Eugenie binden; sie sang, und die Macht, die in ihrem Gesang lebt, ließ es mich klar empfinden: es giebt noch etwas Anderes als Geld und Gut, eine edle Liebe, eine edle Treue, inneren Werth, inneren Frieden, inneres Glück! Nein, ich will, ich kann Eugenie nicht belügen, will mich nicht durch ihr Geld retten, dem ich keinen Gegenwerth bieten kann. Ich will ihr Leben nicht vernichten, indem ich sie an mich setze um sie zu küssen. Wie es mit mir wird, das weiß ich noch nicht; aber Lisa, nicht wahr, Sie verzeihen, daß ich so lange Komödie gespielt, daß ich diesen Schritt thun wollte, trotz — trotz“ — Seine Stimme brach, er lehnte sich wie überwältigt von seinem Gefühle an die Balkustrade.

„O, Herr von Langen!“ — Lisa trat dicht zu ihm hin.

„Wenn nun Eugenie ihr Herz an Sie verloren.“

„Das wäre entsetzlich, durch meine Schuld! Indes, Eugenie ist mehr als ein gewöhnliches Weib, sie ist Künstlerin, sie stirbt nicht daran.“

Jetzt empörte sich doch mein Herz zornig in mir. Nein, Herr von Langen, nein, wir Künstlerinnen dürfen daran nicht sterben, Ihnen Allen zum Trost, der Kunst zu Liebe! Vielleicht seid Ihr Herren der Schöpfung aus reinem Kunstenthusiasmus so bereit, mit uns zu spielen, ein neues billiges Mäcenenhum! Ich war nahe daran, aufzulachen.

„O Hilmar,“ hörte ich jetzt Lisas zitternde Stimme, „hätte ich Sie doch nie gesehen!“

Und da hielt er sie in seinem Arm, sein stolzes lockiges Haupt beugte sich tief über sie: „Warum, mein Herz?“

„Weil ich auch Dich liebe, weil wir Alle elend sind.“

„Einzige Lisa!“ Er hatte es vergessen, daß er einer Andern Liebe geseufelt. Er hatte es im Grunde ja auch nicht einmal fertig gebracht; er hatte mich bewundert, und ich seine Bewunderung für Liebe angenommen; ich hatte den Traum geträumt und ihn zu dessen Helden gemacht, er hatte sich nur retten wollen, aber er hatte mich für den Preis zu theuer gefunden! Jetzt dachte er nur daran, daß er Die im Arm hielt, der sein Herz gehörte. Nein, er dachte nicht mehr an mich; nur meine schöne, süße Lisa, die mir Alles genommen, hatte sich meiner erinnert, sie hatte mit mir gefühlt. Doch horch, was sagte sie jetzt?

„O Hilmar, welch Glück!“

Also auch von ihr war ich vergessen! Wild kam es jetzt über mich; ich hätte sie vernichten können, wie sie da standen, Auge in Auge, Herz an Herz. Eine unerklärliche Macht hielt mich still an meinem Platz.

„Lisa, wenn Alles anders geworden,“ klang es von seinen Lippen, „dann ich muß brechen mit meiner Stellung, meinem Beruf, arbeiten, ringen um eine neue Existenz, und wenn so erst nach langen Jahren vielleicht ich Dir nur ein bescheidenes Los bieten kann: willst Du dann die Meine werden?“

„Ich will, Hilmar, denn ich liebe Dich!“

„So werde ich gehen, morgen schon, meine Angelegenheiten zu ordnen. Und doch, Lisa, nein, Du bist so schön, Du sollst nicht gebunden sein an den aussichtslosen Mann. Gott weiß, wie sich mein Loos gestalten wird. Ich will Dich nicht sehen, Dich nicht zu halten suchen, bis ich Dir ein Leben bieten kann ohne Sorge, ohne Kampf,“ septe er fest hinzu.

„Hilmar,“ klagte sie vorwurfsvoll, „das wäre grausam, denn ich“ — sie schlang ihren Arm um seinen Nacken, — „ich würde sterben, wenn Du mich verließest.“

Und doch tiefer beugte ich mein Haupt, doch nicht wie der Stern in der Nacht, leuchtete es in mir: Hilmar hat mich nicht belogen; er hat die Treue gehalten, die ich in ihm geliebt! Und das richtete mich auf! Nun erhob ich mein Angesicht, da standen sie Beide, sie ruhte an seiner Brust, sie flüsterter leise im Alles vergessenden Glück. — Das meine hatte seinen Abschluß gefunden; ich hatte genug gesehen, genug gehört, ich ging zurück in den Salon. Fräulein Stern hatte eben eine der brillantesten, bestgesetzten Litzl'ichen Piecen beendet: „Das Kind war todt!“ Des Erblassers Macht hatte sich als die stärkere erwiesen. Inmitten der stillen feierlichen Todesaccorde klang der rauschende Beifall; dann das getuschelte Aufbrechen meiner kleinen Gesellschaft, die schon die Stunde der Cur weit überschritten.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Schwarzwald.

Von H. Frey-Marbach.

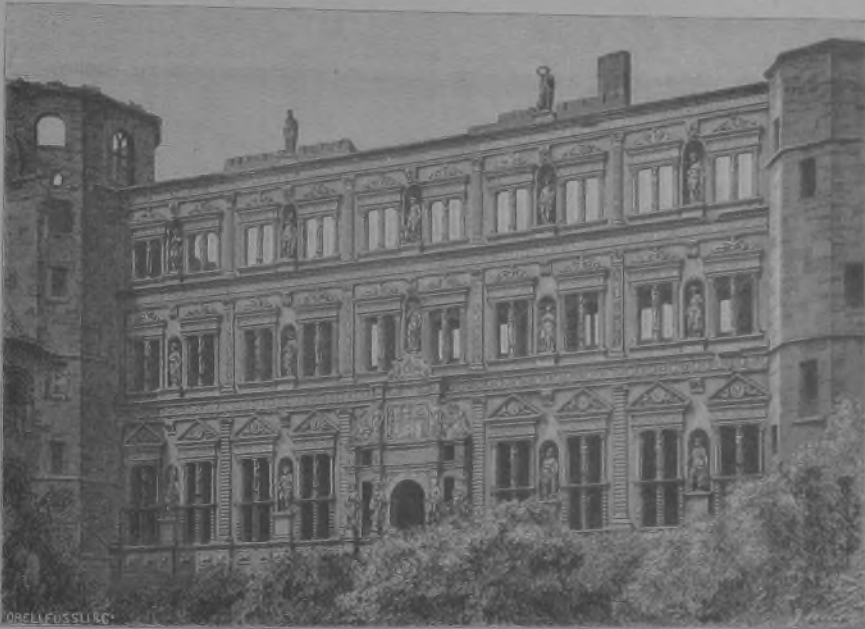
(Fortsetzung.)

Als wir in unser Wirthshaus zurückkehrten, fanden wir bereits einen ziemlich zahlreichen Kreis von Gästen zum Nachessen versammelt. Sie erzählten, wo wir gewesen, und unser Wirth bemerkte: ein ihn sehr weither Stammgast, ein Lehrer, habe erklärt: die alte an das Gedankengrad sich knüpfende Sage passe nicht mehr für unsere moderne Zeit, er habe eine viel schönere gemacht, die der Pflugschleier nur allen seinen Wästen mittheilen solle, damit die alte dumme Geschichte in Vergessenheit gerathe. Es wurde nun in etlichen Exemplaren ein Gedicht vertheilt, das in ziemlich mangelhaften Reimen und sentimentaler Manier erzählte, wie eine junge Frau am Rande des Gotschlagbühlchens mit ihrem Kinde spazieren ging, das beim Namenssuchen in's Wasser fiel und ertrauf. Und dieses sentimentale Poem soll eine seit Jahrhunderten im Volksmunde lebende, von Geschlecht zu Geschlecht sich fortbende Sage verdrängen! Wahrlich, eine kühne Einbildung! Und dabei kümmert es den Verfasser wenig, daß in seiner, den „modernen Anschauungen“ entsprechenden „Verbesserung“ weder von einem Edelsteuergrad die Rede ist, noch daß es die absolute Unmöglichkeit wäre, daß in jenem

schlechten Bächlein ein Kind vor den Augen der Mutter ertrinken könnte; kurz, die Geschichte paßt zu dem Ort, wie die Faust auf's Auge. Als ob die Sage etwas rein Außerirdisches, Willkürliches sei, als ob sie nicht organisch aus dem Charakter der Vertiklichkeit, die sie umwohen, hervorgewachsen und darum stets mit diesem landschaftlichen Bilde die gleiche Grundstimmung haben müsse. Das Volk beifert, so lange es sich seine Zustände für das Rechte und Wahre, eine poetische, weil naive Empfindung und Anschauung, und in seinen Mäcen und Sagen, die um Ruinen, Felsen, Schluchten und Berge einen geheimnißvollen Reiz bilden, liegt mehr Boesse und ein weit tieferer Sinn, als sich so Ränder in seiner Schulweisheit träumen läßt. Auf unsere Gesellschaft schon die neuerfindende rührselige Geschichte wenig Eindruck zu machen; man unterhielt sich lebhaft über die hübschesten Spaziergänge der nächst brillanten Salons; ein kleines improvisirtes Concert einleitete; sein Schloßstein, das anmuthige rosige Vortz, sang mit sympathischer Stimme

ein paar schwäbische Volkslieder, die die heitere Stimmung erhöhten; einige musikalische Gäste folgten dem guten Beispiele, bis man schließlich fröhlich sich herumschwenkte. Wie jubelten wir aber Alle, als nun gar unser wohlbeleibter Pilgervater seine stattliche Ehehälfte, die, herbeiberbehalten und, ohne ihr nur Zeit zu lassen ihre großmächtige saubere Kleiderschürze abzugeben, sie kräftig umfaßte und während wir Alle „Und als der Großvater die Großmutter nahm“ anstimmten, mit ihr gravitätisch in einem echt deutschen Walzer herumdrehte, in solch einem Walzer, den gut zu tanzen, d. h. langsam in kleinsten Kreisen mit Anmut dahinzuschweben, einst der Stolz unserer Alten war, von dem unsere heutige hinfürmende Jugend aber nichts mehr wissen will. Eine der schönsten Parteen, die wir von Ottenhöfen aus unternahmen, war der Besuch der „Vornaisgründe“ und des „Mummelsees“. In einem herrlichen Sonntagmorgen machten wir uns, begleitet von einem älteren lebenswürdigen Herrn, Postkath H., der gleichfalls Gast des Pilgervaters war, auf den Weg dahin. Tags vorher hatte ein starker Gewitterregen die Atmosphäre gereinigt und die Natur erquickt, ohne auf den sandigen Fußpfaden lästige Spuren zurückzulassen, und

Wauerhaus, das sich aus der Ferne ganz miserlich ausnahm. Diese gerstreuten Höfe und Häuser bilden das Dorf Seebach, nach dem Bache benannt, der, eine Strecke davon entfernt vom Waldgebiete in tosen Sprüngen herabstürzend, hier im gekünstelten Lauf leise murmelnd die Wiesen durchfließet. Ein schwäbischer Hof bietet einen wesentlich andern Anblick als unsere norddeutschen Bauengüter: das Haus ist gänzlich von Holz erbaut, mit weit vorspringendem Schindel- oder Strohdach; auf der vorderen Seite liegen zu ebener Erde die Wohnräume mit vielen Fenstern, ohne dieselben jedoch genügend zu erhellen, wegen des breiten Schattens, den das tief herabhängende Dach wirft. Ueber diesen Partieren führen rings um das Haus oder um einen Teil desselben laufende Gallerien zu den „Gaben“, den Schlafstuben; unter diesen Gängen ist der Erdboden mit Holz geteilt, so daß die Bewohner geschützt vor Regen und Sonnengluth zu den Viehstallräumen und Ställen gelangen können; auch wird dieser Raum oft an den Rebenseiten des Hauses zur Aufstapelung des Holzvorraths verwendet. Nicht daneben steht der plätschernde Brunnen, etwas entfernt schauen unter den Obstbäumen die Speicher herauf, auch fehlt den größeren Höfen selten in unmittelbarer Nähe eine aus Tannenstämmen errichtete kleine Kapelle mit Betstube zum Morgen- und Abendgebet. In dem letzten



Der Otto Heinrichsbau am Heidelberger Schloße. (Aus „Europäische Wanderbilder.“)

so war's ein doppelter Hochgenuß, in der Morgenfrische durch die liebliche Gegend zu wandern.

Bis Seebach folgten wir der „neuen Straße“, einer jener vortheilichen Chaussees, durch welche sich Württemberg und Baden auszeichnen und die sich bis hoch hinauf in's Gebirge erstrecken. Unser Weg war recht geeignet, die volle Schönheit der Gegend uns zu zeigen, an einer Fülle der reizendsten landschaftlichen Bilder eilten wir leider nur zu schnell vorüber und das Auge konnte sich nicht satt sehen an dem wundervoll üppigen Grün in allen Farbentönen rings umher. Auf Laub und Weßern funkelte der Morgenbau. Die würzige Luft war durchsichtig klar, am wolkenlos blauen Himmel hob sich in scharfen Umrissen die Kette der vielgestaltigen dunkelbewaldeten Bergkuppen ab, sie alle klein überragend als stolzer Beherrscher das mächtige Haupt der Vornaisgründe, das Ziel unserer Wanderung. Auf allen Wiesen und Feldern herrschte Sonntagssille und die strammen Büsche und frischen Äbdel, die gestern dort tüchtig geschafft hatten, kamen heut im sauberen Sonntagstaat mit dem Gefangbuch in der Hand und dem duftenden Sträußchen an der Brust und riefen im Vorübergehen ein freundliches „Gruß Gott!“ uns zu. Sie waren sämtlich südlisch gekleidet, nur ab und zu begegnete man einem Bauer, der noch mit Stolz auf seine schwäbische Tuchweste und gelben Lederhosen hinabsah, oder einem alten Mütterchen in schwäbischer Tracht mit dem kleinen schwarzen Häubchen, unter dem die dünnen Zopffschwänzchen gar possivlich herabblingen.

Nach einstündiger Wanderung auf sanft anstiegender Wege erblickten wir hier und da zwischen Obstbäumen einzelne stattliche Gehöfte liegen, wohl auch an der Bergedleite dann und wann ein kleines graues

Hause von Seebach, an dem der willkommene „Buschen“ herausgestekt war, kehrten wir ein, um nach einem Züher uns zu erkundigen. Der Wirth erbot sich selbst dazu und nach kurzer Rast in der sauberen Schenke setzten wir unsern Weg fort. Wir lenkten nun von der Fahrstraße ab und bald umging uns tieffte Waldeinsamkeit; auf steilen felsigen Pfaden ging es ziemlich eine Stunde lang bergan, um den Gipfel des 1030 M. hohen Seelopes zu erreichen, aber der kühle Schatten und der erquickende Duft der mächtigen Nadelholzwaldungen machten die Wanderung wenig beschwerlich. Bößlich gliert und leuchtet es zwischen den tief herabhängenden Fichtenzweigen, noch wenig Schritte und wir stehen am Rande des Bergessels, vor uns liegt der Mummelsee in seiner düstern Schönheit. Wir blieben wie gebannt stehen und versenkten uns in den wunderbaren Anblick. Ueberflutet vom Sonnengold und doch in tiefster Schwärze lag der weite kreisförmige Wasserpiegel vor uns, umgeben von mächtigen dunkelgrünen Fichten, die sich amphitheatralisch rings um den See unmittelbar von seinem Ufer aus erheben, die schweren Zweige bis tief in das Wasser senken, in den dunklen und doch klaren Fluthen sich wieder spiegeln und dem eigenthümlich schönen, doch melancholischen Bilde einen malerischen Abschluß verleihen. Tiefe Stille lagert rings umher, keine Vogelstimme tönt an unser Ohr, die lieblichen Sängern des Waldes stehen diesen verschämten Ort; weder die blaue Adelle, noch der summende Käfer oder die kleinen Mücken spielen im Sonnenschein, kein Laut frohen Lebens unterbricht die schweigende Einsamkeit, nur in dem hohen Nothfällstern es dann und wann wie leise Klage und geheimnißvoll rauschen die mächtigen Baumwipfel. Bewegunglos ruht die dunkle Wasserfläche; wie lange wir harrten, kein Fisch schnell aus ihrem Schooße empor, sich

im Sonnenlicht zu baden, denn der räthselhafte See birgt kein lebendes Wesen außer dem Bergwassermolch mit feuerfarbenerm Unterleib und gelbem eisengrauen Rücken, dem einzigen unheimlichen Bewohner der finsternen Tiefe. Am Ufer auf moosbedeckten Steine ruhend überließ ich mich meinen Träumen. Wie oft hatte ich mich in seiher Jugend hierhergeschaut, wenn meine Phantasie in den düsternen Sagen des Mummelfees schwelgte und sich ein poesievolles Bild derselben ausmalte. Nun wurde meine Sehnsucht erfüllt, und mein wunderbares tiefergreifender erlebte nicht vor der Gegenwart, es lag ein unumkehrbarer tiefergreifender Zauber über diesem, im einsam waldbigen Bergfessel gebetteten märchenhaften See. Und wie ich hinabschaute in die düstere geheimnißvolle Fluth und den Mummelfing grüßte, da erwachten die wunderbaren Sagen wieder in meiner Seele. Aus der feuchten Tiefe steigt ein wunderhohes Frauenbild hervor und lagert sich im schwellenden Moose, ihre weißen Allensfinger pflücken die rothblühende Erla und fügen sie zum zierlichen Strauß. Da naht von der waldigen Höhe ein junger schlanker Jägermann, er hemmt seinen Schritt beim Anblick dieser überirdisch schönen Erscheinung und ein Laut des Entzückens entküpft seinen Lippen. Erschrocken blickt die Liebliche auf und steht zurück in die schüppigen Wasserwogen, nur ihre Schleier bleibt, ein lichter Gruß, in den Erntblüthen hangen. Seit jener Stunde erglühst Porwin in unsterblicher Liebe zur wunderhoheliebigen Wasserfee, nach der sein lebendige Auge täglich vergebens ausdauert, und selbst als das Gleichen seiner Eltern ihn vermocht, sein theuerstes Kleinod, den Schleier der Geliebten, ihnen zu geben, um ihn zurückzubringen dem düstern See, auf daß er bereitet werde von dem Zauber, der ihn umfassen hält, vermag er die Liebe nicht aus seinem Herzen zu reißen, unwiderstehlich treibt es ihn wieder zum Mummelfee, in dessen unerschütterlichem Schooße sein Liebste weilt. Da sieht er auf den Wässern den Schleier, das düstige Zauberweb, schwimmen, in heißer Sehnsucht breitet er die Arme aus nach der Geliebten und stürzt hinab in die Tiefe; lautlos schliefen sich die Wasser über ihm, und aus der schwarzen Fluth taucht wunderbar und räthselhaft eine breite rothe Blutwelle auf. Allmählig erleuchtet sie und mit ihr erleuchtet der strahlende Sonnenschein, tiefe Schatten senken sich nieder, bis hinter den hohen Fichten der Mond aufsteigt und mit seinem silbernen Schimmer den traumangefangenen Bergsee überfluthet. Da erwacht derselbe aus seinem Schlummer, düstige Nebel steigen empor und wallen und wogen auf und nieder, und werden zu lustigen Gestalten,

welche glänzende Arme verschlingen sich zu heiterem Regen, blaßliebrelzende Mädchenränder blicken lächelnd auf zu dem verschwiegenen Freund, der sie mit seinen lieblichen Strahlen grüßt. Wäghlich hebt sich aus der Mitte des Sees ein ehrwürdiges schiffbeschränktes Haupt mit wallendem Barte und hoheitvollen Zügen. „Mummelfing!“ haucht es durch die Stille der Nacht, die Kronen der himmelhohen Fichten im Kreise neigen sich ehrsüchtig zum Gruß, die Nixenschaar aber schiebt lautlos auseinander und taucht hinab in die mondurchglänzten flimmernden Wellen. Wiederrum wackelt ein Nebelmeer auf, aber jetzt nicht mehr düstige Wellen. Und zart, nein, dick und schwer lagert es über der Wasserfläche, der Mond verbirgt sich hinter grauen drohenden Wolken, die langsam aufziehen am Nachthimmel, wie Störche und Neßeln tönt es durch den Wald; hoch über ihm breitet ein Raubvogel die mächtigen Schwünge aus und läßt seinen heiseren Schrei erklingen. Jetzt knister's im Waldesaus und schwere Schritte nahen sich langsam, das ist der rothe Dieter, der Wilderer, diese scheu um sich blickende Gestalt, die jetzt leuchtend still steht am Ufer und ihre grauendolle Last, das Opfer teuflischer Nachhater, höhnend in das kalte Wassergrab stößt. Da erbraust es dumpf in der Tiefe, die Nebel ballen sich dichter, häßliche Zwerge, gräßliche Seengeheuer tauchen auf und fahren wirt mit wüstem Geheiß durcheinander hoch auf schäumt das wildemplette Wasser, heulend erhebt sich der Sturm und saust in den Gipfeln der Bäume, brüllend grüllt der Donner durch die Berge und aus all den Schredensstimmen tönt es tausendfältig: „Weh über Dich, Wörder!“ Der wilde Dieter will stehen, sein Fuß vertritt sich im Dornestrüpp, wie mit Eisenklammer packt es ihn, da erhebt sich ein Riesenhaupt drohend aus dem tosenden Schlamme, wie gräßlicher Hohn ertönt es aus dem Heulen des Sturmes, immer tiefer neigen sich die gewaltigen Wipfel, immer höher schwellen die Wogen, ein gellender Schrei und brausend schlägt die schwarze Fluth über den Wörder zusammen. Der entseufte See ist gerührt, Mummelfing hat gerichtet!

„Stumm liegt der See, als ob die Gutt
Der Rache wieder schlief.
Walt ist die Fluth, im Monde ruht
Die unermess'ne Tiefe.
Die Wägen im Kreise nur leise
Züßtern verstohlene Weis.“

(Fortsetzung folgt.)

Permissivität.

Zum 100jährigen Todestage Friedrichs II. (Mit Illustration.) Mit Bezugnahme auf unsern hiesigen Artikel unter gleichem Titel haben wir hier zu bemerken, daß wir die illustrierte Scene der Huldigung Friedrichs des Großen in Breslau dem reich illustrierten, glänzend ausgestatteten Gesichts-Werke: Friedrich der Große als Feldherr und Herrscher, Leipzig, Verlag von Georg Birt und Sohn, entnehmen. Dieses Buch eignet sich vortreflich zu einem Erinnerungswerke und zu einem Geschenke an die schon gesuchte Jugend.

Noch ein anderes populäres Werkchen sei hier empfehlend erwähnt: Vom alten Fritz. Ein Gedenkblatt zu seinem hundertjährigen Todestage von Karl Neumann-Strela. Berlin, Verlag der Fr. Schenkenhauser'schen Buchhandlung. Preis 75 Pfennige. Dies Werkchen enthält als Illustration eine Reproduktion des berühmten Kupferstichs von Chodowiedt. Im Parole-Saale des königlichen Schlosses zu Berlin: Fieten vor Friedrich dem Großen sitzend. Diese Scene zeigt den großen König (im Jahre 1784) umgeben von seinen Getreuen. Fieten stand damals in seinem 85. Jahre.

Reichenbach. Auf dem Gipfel der hohen Eule ist am 18. Juli der 64 Fuß hohe, aus mächtigen Waldesriesen zu einem vierhöckrigen Bau zusammengefügte Aussichtsturm eingeweiht worden. Tausende umstanden den mit Waldesgrün und Farnen in deutschen, preussischen und schlesischen Farben geschmückten Thurm, als Nachmittags 4 Uhr die Reichenbacher und Wälschwalder Eulengebirgsvereine mit Deputationen verschiedener anderer schlesischer Gebirgsvereine und Wälschwalderdorf aus eintrafen. Nach erfolgter Auffstellung am Thurm erschienen zwei Herolde, welche auf ihren Schälmeilen Signale ertönen ließen, worauf, geführt von einer Berggeistertafel, Eulengebirgsgeister erschienen, in deren Mitte Einem auf einer aus grünen Baumstämmen gemauerten Tragbohr ein aus Waldesgrün gefertigtes Kränzen mit dem vergoldeten Schilde des Thurmes trug. Der Vorsitzende der Berggeister erstieg die Reitertribüne und gab in gereimten Worten der Freude über das Entstehen des Thurmes Ausdruck. Als er sein Be-

dauern aussprach, daß Müßebahl, der König der schlesischen Berggeister, dem Feste ferngeblieben sei, ertönten aus der Waldosteife Marschweisen und bald erschien, geführt von einer Berggeister-Capelle, umgeben von Berggeistern mit Knebelhüten, Müßebahl, begrüßt von donnerndem Beifall. Bald war bekannt, daß sich unter der Wälsche der Erbauer des Thurmes, Baummeister Heuber-Wälschwalderdorf, berge. Er hielt eine Ansprache, wählte die Thätigkeit und Ehrungsschaft der Gebirgsvereine ehrend erwähnte und in ihrem Schutze die Mahnung enthielt, das Bauwerk wie den Wald zu schonen. Nachdem er den Thurm erschlossen, flogen seine Geister zur höchsten Spitze desselben und schmückten dieselbe mit einer Blumenkrone. Der Vorsitzende des Wälschwalder Eulengebirgsvereins pries den entstandenen Bau — von welchem nun endlich ein Anblick vom Eulengebirge aus, und zwar weit hinaus ins Schieferland, sowie nach Oesterreich, von der Bischofssteine, dem Altwater des märkischen Gefenkes, bis hinter das Riesengebirge auf den Hartmann möglich sei — als ein Wahrzeichen des opferfreudigen Sinnes unserer Gebirgsvereine und schloß mit einem Hoch auf Kaiser Wilhelm, das schwirrig vorbildlicher Deutschen, in welches Alle jubelnd einstimmen. Der Vorsitzende des Reichenbacher Eulengebirgsvereins, Amtsgerichtsrath Wiebcke, übergab den Thurm allen Naturfreunden zur Benutzung und zum Schutz und brachte auf den Grafen von Raasdorf-Gattersdorf, welcher den Platz bereitwillig hergegeben hat, ein Hoch aus. Fabrikant Bierig jun. - Langenbielau gedachte der mühevollen Arbeit des Erbauers, welcher, mit den ungenüßlichen Witterungsverhältnissen kämpfend, dennoch den schwierigen Bau zu Aler Freude zu Stande gebracht habe. Er schloß seine Rede mit einem Hoch auf den Baummeister Heuber-Wälschwalderdorf. Postvorsteher Klopffelmmer - Peterewaldau brachte ein solches aus auf Dr. Winkler und Fabrikant Wiesen, in denen der erste Gedanke zur Erbauung des Thurmes entstanden sei und welche unermüßlich gearbeitet haben, den Gedanken zur Ausführung zu bringen, was, Dank großer Opferwilligkeit freundlicher Geber, geschehen sei. Hiermit schloß die offizielle Feier, mit welcher Schloffen wiederum ein öffentlicher Aussichtspunkt gegeben worden ist und die Gebirgsvereine einen weiteren Ehrenkränz in ihre Wirksamkeit gewonnen haben.

Für's Haus.

Freiheitsbeeren. Im Nichtegebirge wachsen die besten Freiheitsbeeren. Leider wird diese köstliche Götterfrucht in unreinem Zustande aufgekaut und, nachdem durch allerlei Manipulationen, welche der Frucht Aroma und Gehalt rauben, der Stein der Kette künstlich erzeugt worden, in den Handel gebracht. Solcher Täuschung vorzubeugen, hat sich in Oberösterreich ein Consortium gebildet, welches beabsichtigt, nur gute, ganz reife Freiheitsbeeren zu versenden und zwar in getrocknetem Zustande in Päckchen (Policelli) und in rohem Zustande in Körbchen von zwanzig Pfund an. Aufträge werden schon jetzt entgegengenommen und bei der Ernte effectuirt. Man wende sich an: Fichtelgebirgs-Freiheitsbeeren-Verein in Oberösterreich, Station Wölau.

Zur Kenntniz essbarer Pilze und Schwämme. Die essbaren Pilze sollen gar keinen oder nur einen angenehmen Geruch haben, während alle Pilze verdächtig sind, welche widrigen, fauligen Geruch und stark zusammenziehenden Geschmack haben; allein der sehr giftige Hiegenpilz hat weder unangenehmen Geruch noch Geschmack, während die essbare, sehr beliebte Trüffel ungemein stark riechend ist. Obwohl nicht alle buntesfarbten Arten giftig sind, so sollen doch die vermieden werden, welche beim Einschnitten an der Luft ihre weiße Farbe schnell in blau verändern. Aber der unschädliche Reizler zeigt sehr häufig diesen Farbenwechsel. Der Reizler oder Reizger (Agaricus delioleus) ist ein in Nadelwäldern häufig wachsender Pilz. Er hat einen orangegelben, oft hochrothen, 1,3—10 Cm. breiten Hut, der in der Mitte eingedrückt und am Rande gewölbt ist, mit oben so gefärbtem Milchsaft, bledem, 1,3 bis 5 Cm. hohem Stiele, ohne Ring und Hülle; der Stiel ist weich und derb, bald hohl bald voll. Ein sehr geschätzter Speisepilz, der sich von dem giftigen Birken-Reizler (Agaricus torminosus) dadurch unterscheidet, daß dieser auf dem Hute einen Nabel hat, später trichterförmig wird, zuerst weißlich, dann gelblich und rötlich braun ist, mit dunkeln Ringen versehen und am Rande zottig oder filzig ist. Die dunkeln Ringe und der filzige Rand sind ganz besonders zu beachten. — Der Kaiserling (Agaricus caesareus) ist besonders im Süden einheimlich. Er hat einen pomeranz- und dunkelgelblichen, am Rande gefurchten, anfangs mit weißer Hülle umgebenen Hut, blaßgelbe Plättchen und blaßgelben Stiel. — Der Parasolschwamm (Agaricus procera) hat ein sehr zartes und angenehm schmeckendes Fleisch: es ist aber nur der Hut essbar. Der Stiel ist 30 Cm. und darüber hoch, am Grunde knollig, hohl, schuppig, bald mit Ringen, bald ohne Ringe, der Hut weißlich, erst glotzförmig, dann flach, in der Mitte genabelt, braunschuppig, mit weißen später bräunlichen Plättchen ohne Hülle. Er kommt truppweise auf sandigem Boden und auf Bruchsteinen vor. — Der Elfenbeinschwamm (Agaricus eburneus) wächst im Sommer und Herbst in Wäldern. Er ist ganz weiß und schleimig, hat einen 3—5 Centimeter hohen Strunk ohne Ring, einen schwach gewölbten 1,3 bis 5 Centimeter breiten Hut ohne Hülle, weiße am Strunke herablaufende Plättchen und weiße Sporen. — Der Brätling oder Kothling (Agaricus prunulus), auch Mufferon genannt, wächst im Sommer und Herbst in Nadelwäldern in Gestalt kleiner gelbbrauer Erbsen mit langem Stiele, die später die Gestalt einer Haselnuß annehmen. Das Fleisch dieses Pilzes ist fest und von angenehmem Geruch. Die Plättchen sind flach, weiß, später fleischfarbig, laufen gegen den Stiel zugespitzt hinab und lassen sich nicht vom Hute trennen. Der Stiel ist unten dicker, ohne Ring glatt und weißlich. — Ein anderer Pilz, der auch den Namen „Brätling“ führt, ist Agaricus velenus. Er wächst ebenfalls in Wäldern, hat hellbraungelben Strunk, großen, dicken, braungelben, anfangs nach unten gebogenen, später ausgebreiteten und aufwärts trichterförmigen Hut, weißliche Plättchen, weiße Sporen und weißen Milchsaft, ohne Ring und Hülle. — Der Sumpfpilz, Crepidaeschwamm oder Herbstmufferon (Agaricus oreades) wächst auf Wiesen und Grasplätzen truppweise; er hat einen dünnen, 5 bis 8 Centimeter langen filzigen Strunk, einen in der Mitte gewölbten, am Rande dünnen, blaßgelblich-rothen Hut, bläuliche Plättchen und weiße Sporen, ohne Ring, Hülle und Milchsaft. (Schluß folgt.)

Allerlei Heiteres.

Druckfehler. Das Kriegsministerium beschloß, die Klüden der Armee mit neuen Blechbüchsen auszurüsten, welche jedem Bercosien widerstehen. — Der erlauchte jugendliche Fürst hatte auf der geltrigen Treibjagd das seltene Glück, fünf sehr schöne Bären zu tödnen. — Die Wärme des Winters war dem Gesundheitszustande der alten Dame sehr zuträglich. — Ein russischer General, welcher in einem slavischen Verein gar zu scharf gegen Oesterreich und Serbien gesprochen, hat einen offiziellen Mißfall erhalten.

In's Fremdenbuch auf der Schneekoppe.

Beim Aufstieg drückte mich die Hitze,
Doch oben fror ich an die Mütze;
Die Hitze war schon mehr Gluck,
Die Mütze war ein Hut.

Am Wirthshaus. „Kellner, wie heißt dieser Wein?“ „Johannibreyer.“ „Ist dies der Geburts- oder der Taufname?“

Die Bäuerin und ihr Söhnchen. „Mutter, eine Maus ist in's Butterfah gefallen! Holt sie gleich heraufgeholt?“ „Ne, ich hab die Kap hingegeben!“

Ein ritterlicher Zweikampf. Aus Wien wird dem Berliner Tageblatt unterm 17. Juli geschrieben: „Am Freitag Morgen hat in Preßburg zwischen dem Eigenthümer der „Wiener Allgemeinen Zeitung“, Baron Franz Kollek, und dem Chefredacteur der „Deutschen Zeitung“, Dr. Dennis Friedberg, ein Zweikampf auf Pistolen stattgefunden. Die Ursache war eine heftige Polemik zwischen den beiden Männern. Der Ehrenhandel wurde von beiden Seiten in der streng ritterlichsten Weise ausgetragen und verlief, obgleich auf zehn Schritte Distanz geschlossen wurde, so glücklich, daß beide Kämpfer unverletzt blieben.“

Spiele und Denkaufgaben.

Schach.

(Redigirt von J. Windwig in Leipzig.)

Aufgabe XXIV.

Von D. G. Budde in Christiania.
SCHWARZ.

WEISS.

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. XXIII.

1. L c6—e3 K f5—e4 †
2. S g4—f6 † K f5—g5 †
1. K f5—g5 †
2. D a6—f6 † T f4—g4;
1. oder g6—g5
2. S f1—g3 † e5—e4
1. D a6—f6 †
1. T f4—f1; f3
2. S g4—h6 † †.

Rechenaufgabe von Nicos Rolde.

Für 100 Mt. sollen Hasen, Gänse und Wachteln gekauft werden die Anzahl der gekauften Thiere soll 100 und der Preis für Hasen pro Stück 7,00 Mt.

„ Gänse „ „ 3,00 „
„ Wachteln „ „ 0,50 „

betragen. Wieviel von jeder Art sind zu kaufen?

Arithmogryph von Heinrich Lupa.

1	10	4	7	8	7
2	10	8	5	8	7
3	5	8	6	1	9
4	1	10	10	4	2
5	10	11	12	9	6

1. Ein bei der Belagerung Trojas vorkommender Griech.

2. Ein Geschlechter.
3. Ein großer Epiker.
4. Eine scharfe Bläufigkeit.
5. Ein Naturereigniß.

Außerdem bezeichnen die fetten Ziffern in der Mitte der linken Seite angefangen einen römischen Kaiser.

